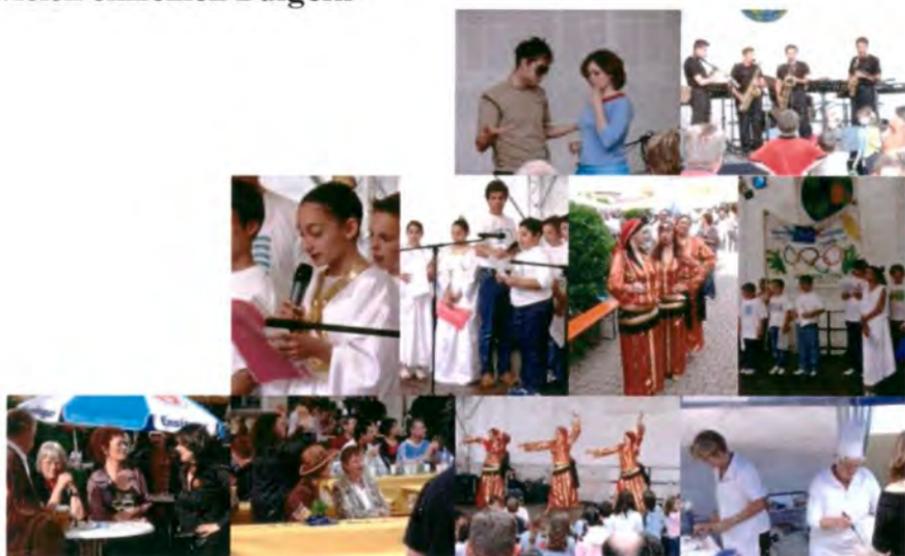




Miteinander in einer Stadt

Markgröninger Lebensgeschichten

Ein Projekt der Lokalen Agenda Markgröningen
gemeinsam mit
Helene-Lange-Gymnasium,
Behindertenheim und
vielen einzelnen Bürgern



Inhalt

Inhalt	3
Vorwort des Bürgermeisters	5
Die Autoren	7
Wie eine Bayerin nach Württemberg kam	13
Anne Joas und Rahel Österreicher-Lutz über Rosemarie Held.....	13
Stationen und Bilder eines Lebens	19
Helen Bärin über Otto Bräckle.....	19
Kirschtorten – und viel mehr	24
Annemarie Griesinger über Ilse Glaser	24
Ein Leben in der Fremde	27
Christine Schaefer und Katharina Grygar über Gökhan Argun.....	27
Ausgesiedelt und angekommen	30
Selma Schwarz über Theresia Heffner	30
Der nette Mann mit dem Hund	38
Lucia Martins über Werner Gerber	38
Ein Leben mit Laden	45
Christa Fischer über Maria Schütz	45
Ein Gestalter	56
Claire Beyer über Gerhard Schmid.....	56
Erinnerungen an acht Jahrzehnte Leben	59
Kathleen Clancy und Harriet Müller über Johanna Bayha.....	59
Ein Leben	72
Anne Joas und Rahel Österreicher-Lutz über Waltraud Mumme.....	72
Einer, der inzwischen schon weitergezogen ist	78
Kerstin Epple und Uschi Kübler über Vo Tien Dung	78

Impressum

Miteinander in einer Stadt - Markgröninger Lebensgeschichten

Idee: Lokale Agenda 21 Markgröningen
Druck: 2004 by Druckservice Lautner, Ditzingen
Fotos Titelseite: Fest der Kulturen 2004
Layout und Gestaltung: Daniela Paschitta

Vorwort des Bürgermeisters



Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger,
in wenigen anderen Publikationen in und über
unsere Stadt kommt Markgröningen mit so
starkem persönlichen Bezug vor wie in diesem
kleinen Band.

Beim Lesen geraten sehr verschiedenartige
Schicksale, Lebenserfahrungen und Herkünfte
von einzelnen Mitbürgerinnen und Mitbürgern in den Blick. Das
Gemeinsame in diesen unterschiedlichen Biographien ist, dass unsere
Stadt für jede einzelne dieser Lebensgeschichten eine große Rolle
gespielt hat - und für die meisten der hier Porträtierten schon immer
oder seit langem Heimat ist.

Viele geschilderten Erlebnisse und Erfahrungen berühren Privates, über
das man sonst nur manchmal und vielleicht nur Verwandten oder
Freunden gegenüber offen redet.

Um wie viel schwerer ist es dann auch noch, sehr jungen Menschen auf
ihre Fragen zu antworten, Schülerinnen, die oft weit weg sind von den
Geschehnissen und Erfahrungen, die in diesem Bändchen gleich
mehrfach eine Rolle für einen Lebensweg gespielt haben: Kriegs- und
Nachkriegszeit, Leben mit einer Behinderung, Flucht und Neuanfang in
einem fremden Land, berufliche und persönliche Herausforderungen, die
hierher geführt haben, obwohl man eigentlich woanders hin wollte...

Wie aber sollten sich jüngere Leute vorstellen können, wie es früher oder
anderswo war, wenn nicht erzählt werden würde? Film, Fernsehen und
Geschichtsunterricht sind das eine. Aber Schilderungen eines Menschen,
der einem unmittelbar gegenüber sitzt, um Worte ringt und von
Erinnerungen mitgerissen wird – das ist oft viel glaubhafter und
eindringlicher und lässt sich nicht so schnell wieder vergessen!

Das vorliegende Geschichtenbüchlein erzählt auch einiges darüber, wie
sich dieser Ort und die Gemeinschaft seiner Bürger im Verlaufe vieler

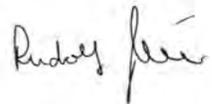
Jahrzehnte neuen Herausforderungen stellen musste. Damit galt es zugleich immer wieder neu zu definieren, was die Gemeinschaft in dieser Stadt wirklich ausmacht.

Werte wie Toleranz, Aufgeschlossenheit und Interesse füreinander - auch und besonders über die Unterschiede und Besonderheiten der einzelnen Generationen und kulturellen Prägungen hinweg - gehören dabei an erster Stelle genannt

Miteinander zu reden, anschaulich zu erzählen und aufmerksam zuzuhören sind wichtige Voraussetzungen dafür. Nicht zuletzt, um so wichtige menschliche „Ressourcen“ wie Einfühlungsvermögen und soziale Phantasie zu bewahren, die für eine zukunftsfähige Kommune große Bedeutung besitzen.

Ressourcenbewahrung für die Zukunft – damit schließt sich der Kreis zum Grundthema der „Lokalen Agenda“.

Allen, die an diesem so besonderen, gewissermaßen grenzüberschreitenden Projekt mitgewirkt haben, sei an dieser Stelle herzlich gedankt!



Bürgermeister Rudolf Kürner

Die Autoren



Anne Joas und Rahel Österreicher-Lutz



Selma Schwarz



Annemarie Griesinger



Claire Beyer



Christa Fischer



Christine Schaefer und Katharina Grygar



Kathleen Clancy und Hariet Müller



Helen Bärnin



Lucia Martins



Kerstin Epple und Uschi Kübler

Wie eine Bayerin nach Württemberg kam

Anne Joas und Rahel Österreicher-Lutz über Rosemarie Held

Mit etwas Bauchkribbeln standen wir nun vor dem Verwaltungsgebäude des Behindertenheims. Als wir die Nachricht bekommen hatten, dass wir jemanden vom Heim befragen sollten, wussten wir anfangs überhaupt nicht, was auf uns zukäme. Würden wir mit jemandem zu tun



haben, der genauso ist wie wir oder doch anders? Wie sollten wir mit dieser Person umgehen, wie uns verhalten? Erste Kontakte mit behinderten Menschen hatten wir ja bereits in unserer Konfirmationszeit geknüpft. Damals durften wir bei den sonntäglichen Gottesdiensten mithelfen.

Als erstes trafen wir uns mit Frau Gutstein, einer Sozialpädagogin des Behindertenheims. Sie erzählte uns ein bisschen von „unserer“ Frau. Wir hatten also schon einen kurzen Einblick in ihr Leben, aber wir wollten dennoch herausfinden, was für eine Person hinter diesem kurzen Lebenslauf steckt, von dem wir bisher nur eine halbe DIN A4 Seite in der Hand hielten.

Eine halbe Stunde später war es so weit - wir lernten Frau Held kennen. Sie erschien uns auf den ersten Blick sympathisch. Als erstes erzählte sie

uns von dem Umbau ihrer Krücke, welche endlich ein drittes Standbein bekommen hatte, also jetzt nicht mehr hingelegt werden muss.

Frau Rosemarie Held, die am 22.01.1937 in Bayreuth geboren ist, lebt inzwischen seit 33 Jahren in Markgröningen. Sie hat in ihrem Leben schon viel erlebt und mitgemacht. Ihre Behinderung stammt von der schweren Geburt (Zangengeburt), bei der ihr die linke Kopfseite eingedrückt wurde. Als Folge daraus begleiteten sie Lähmungen der rechten Körperseite und während ihrer ersten Lebensjahre auch epileptische Anfälle (plötzlich einsetzende Funktionsstörung des Gehirns, die Krampfanfälle mit Bewusstseinsstrübung und Bewusstlosigkeit verursacht), die dann allerdings in ihrer weiteren Entwicklung verschwanden.

Kurz nach ihrer Geburt wurde Rosemarie notgetauft, da nicht sicher war, ob sie überlebensfähig wäre. Weitere Auswirkungen der schwierigen Geburt waren auch die verzögerte Entwicklung - sie lernte erst mit zwei Jahren richtig zu gehen.

Ihre Kindheit in Griesbach im Rottal war sehr schön, aber auch von Schattenseiten geprägt. Rosemarie hat zwei ältere Schwestern, zu denen auch heute noch der Kontakt sehr gut ist. Der Vater wurde für sechs Jahre des Krieges nach Russland abkommandiert. Dies führte natürlich zu Schwierigkeiten, vor allem der Mangel an Geld wog schwer. Schon die Nahrungsmittel waren so teuer, dass der Familie kaum noch Geld übrig blieb, um Kleidung und das Schulgeld zu bezahlen. Die Mutter versuchte das Beste daraus zu machen, indem sie Tauschhandel betrieb. Teure Kleidungsstücke wie Schuhe gab es nur gebraucht. Ein Beispiel für die ärmlichen Verhältnisse und andererseits für die gegenseitige Hilfe damals war der Kindergarten in Füßing, wo Rosemarie das Nähen und Stricken erlernte, was sie auch für ihren weiteren Lebensweg gut gebrauchen konnte. Eines Tages jedoch war das Geld zu knapp, um den weiteren Aufenthalt dort zu bezahlen. Eine Ordensschwester erklärte sich aber bereit, für den weiteren Aufenthalt aufzukommen.

Ihre Behinderung hat ihre Kindheit stark geprägt. Dass sie selbst anders war als die anderen, bekam Rosemarie als Kind oft sehr deutlich zu spüren. Sie musste lernen, mit epileptischen Anfällen klarzukommen. Eine Geschichte, die Rosemarie uns erzählte, sticht da besonders heraus:

Sie legte ihre kleine Schwester in ihren Puppenwagen und ging mit ihr am Fluss spazieren. Dabei bekam Rosemarie einen Anfall und stürzte fast ins Wasser. Ein Baum, der am Rande des Flusses stand und in dem sich der Puppenwagen verfangen hatte, rettete ihr und ihrer kleinen Schwester das Leben.

Die Anfälle und die Behinderung jedoch stimmten sie nicht traurig, sie beschreibt sich selbst als eine Frohnatur: „*Ich hab's gnommen, wies kommen isch*“.

Die Liebe der Eltern zeigt sich in einem besonderen Fall: An Weihnachten schenkte die Mutter den Töchtern einen Schlitten. Die jüngste Schwester stieg auf den Schlitten, wobei dieser umkippte. Daraufhin zerschlug der Vater den Schlitten aus Sorge um seine Töchter. Das ist wohl auch einer der Gründe, weshalb das Verhältnis zum Vater nicht so gut war wie das zur Mutter. Nicht umsonst bezeichnet Rosemarie ihren Vater auch als „raubauzig“.

Die Schulzeit begann für Rosemarie problematisch. Durch ihre Behinderung und die epileptischen Anfälle wurde sie von den Klassenkameraden als „Hinkebein - altes Schwein“ usw. gehänselt. Als schließlich einer der Lausbuben die Äußerung: „Vor deiner Mutter der Drecksschlampe hab ich keine Angst“ verlauten ließ und Rosemarie dies ihrer Mutter erzählte, eskalierte die Situation: die Mutter verschlug den Aufrührerischensten. Für den Jungen gab es daheim noch eine zweite Tracht Prügel, da seine Mutter zufällig die Situation mitbekommen hatte. Nachdem dieser Störenfried sich endlich zu benehmen wusste, war der Weg für ein normales Schulleben geebnet. Von den Lehrern wie von den



Schülern wurde sie ganz normal behandelt. Rosemarie hatte auch eine Freundin, zu der der Kontakt erst lange nach der Schulzeit abgerissen ist. Ab und zu hatte sie Probleme mit dem schnellen Nachfolgen im Unterricht. Ihre Lieblingsfächer waren Lesen und Schreiben. Aber auch hier traten Schwierigkeiten auf, da sie durch die rechtsseitige Lähmung nur links schreiben konnte. Jedoch schaffte sie die acht Schuljahre ohne eine Ehrenrunde drehen zu müssen. Mit 14 Jahren hatte sie die Volksschule abgeschlossen und musste die Schullaufbahn beenden.

Nach dem Krieg war der Vater lange Zeit arbeitslos, da Arbeitsplätze in der Gegend nicht zu finden waren. Deshalb zog die Familie Held nach Baden-Württemberg um. In Cannstatt fand dann der Vater endlich eine Stelle beim Wasser- und Schifffahrtsverband. Rosemarie begann bei der Firma Salamander eine Lehre. Die Arbeit in der Fabrik musste jedoch zum Großteil im Stehen gemacht werden, was sie durch ihre Behinderung nicht konnte. Und da die Firma sich nicht darauf einstellte, musste sie die Lehre abbrechen. Da Rosemaries Eltern berufstätig und ihre zwei Schwestern verheiratet waren, führte sie danach zu Hause den Haushalt. Gleichzeitig suchte sie nach Arbeit, beispielsweise bei der Karlshöhe Ludwigsburg, was jedoch nicht so einfach war. Von Absagen ließ sie sich jedoch nicht entmutigen.

Da sie an der Hüfte operiert werden musste, wurde sie ins Krankenhaus der Werner'schen Anstalten eingeliefert. Ein Arzt fragte sie, was sie beruflich mache. Rosemarie antwortete, dass sie zurzeit keine Arbeit hätte, woraufhin dieser ihr eine Stelle vermittelte. Die alten Werner'schen Anstalten in Ludwigsburg waren Körperbehindertenschule, Krankenhaus und Werkstätten für behinderte Kinder (nach Mädchen und Jungen getrennt). In der Nähstube fand sie ihre Liebe zum Nähen wieder. Anfangs arbeitete sie noch auf Papier, um zu üben, später nähte sie Bettwäsche, Herrenhemden und Schürzen. In Ludwigsburg wohnte Rosemarie in dem an die Werkstätten angegliederten Wohnheim. Zunächst in einem Doppelzimmer. Nach einem Wochenende zu Hause fand sie sich jedoch in einem Viererzimmer wieder, da die Schwestern sie einfach verlegt hatten. Nach anfänglichen Schwierigkeiten fügte sie sich rasch in die Zimmergemeinschaft ein. Hier ging es oft lustig zu. Ob es darum ging, anderen die Nachthemden zuzunähen, sich gegenseitig

Gummifrösche ins Bett zu legen oder den Jungs im Stockwerk drunter Nachrichten auf Umwegen (mit Papierknöllchen, die an einem Faden festgeknotet waren!) zu schicken – ihnen fiel immer etwas ein. Die gute Stimmung wurde allerdings von einer strengen, „erkatholischen“ Hausmutter getrübt, welche sehr altertümliche Ansichten hatte. Dies zeigte sich daran, dass sie, als zwei schwerstbehinderte Menschen heirateten, ziemlich entsetzt reagierte.

Auch diese Jahre gingen vorüber, aufgelockert durch sehr schöne, erlebnisreiche Ausflüge beispielsweise in die Schweiz. Die Wochenenden verbrachte Rosemarie bis zum Tod ihrer Mutter zu Hause. Danach musste sie sich rasch umgewöhnen, wobei nicht zuletzt ihre Geschwister eine wichtige Rolle spielten. Bis heute ist das Verhältnis zu ihnen sehr gut, denn sie ist voll in die Familie integriert, und wenn einmal Familienfeste anstehen, ist sie natürlich dabei.

1979 wurde Rosemarie aus Platzgründen nach Markgröningen verlegt. Der Umzug aus der gewohnten Umgebung in den Altbau des Behindertenheims fiel ihr, trotz der ähnlichen Atmosphäre, sehr schwer. Die Bekannten, die sie dort gefunden hatte, musste sie zurücklassen. Bis zu ihrer Rente mit 60 Jahren arbeitete sie in der Werkstatt für behinderte Menschen. Da ihr die Arbeit aber Freude bereitete, wurde sie auch danach noch vier Jahre lang halbtags beschäftigt, wenn auch nicht mehr mit ihrer gewohnten Arbeit. Jetzt allerdings, da es wieder einen Nähservice im Behindertenheim gibt, geht Rosemarie erneut ihrem geliebten Hobby nach, dem Nähen.

Heute lebt sie zusammen mit zwölf Personen in einer Wohngruppe in einem Einzelzimmer. In dieser Gemeinschaft fühlt sie sich sehr wohl. Die gegenseitige Rücksichtnahme ist ihr sehr wichtig. Rosemarie ist im Heimbeirat (Organ zur Interessenvertretung der Bewohner) aktiv und genießt ihre Rente, indem sie ihren Hobbys wie Nähen, Lesen, Singen, Schreiben und Malen nachgeht. Für sie ist jeder Tag ein schöner Tag, an dem sie aufstehen kann. Ins Kulturleben der Stadt ist Rosemarie nicht allzu fest eingebunden. Sie geht jedoch gerne in den Chor und zu den Seidenmalereikursen des Behindertenheims.

Dies ist, denken wir, ein gutes Wort zum Aufhören. Wir sind froh, dass wir Rosemarie kennen gelernt und Einblicke in ihr Leben bekommen haben. Wir hoffen, dass wir zeigen konnten, dass Rosemarie trotz ihrer Behinderung eine Person ist wie du und ich und man keine Berührungsängste haben sollte.

Stationen und Bilder eines Lebens

Helen Bärnin über Otto Bräckle

Markgröningen, Hegelstraße 3: durch das offene Gartentor und einladendes Grün gelangt man zur Haustür, etwas versteckt, wo mir Otto Bräckle schon die Tür öffnet. Das einstöckige Haus, in dem er und seine Frau leben, ist geräumig. Die Zimmerwände dokumentieren eine Liebhaberei des 80-Jährigen: eine ganze Bildersammlung ist dort zu bewundern, besonders Landschaftsansichten. Die meisten der Maler hat Otto persönlich kennen gelernt, und zu jedem einzelnen Stück kann er erzählen, wie er in seinen Besitz gekommen ist.



Aus dem Flur werde ich ins Wohnzimmer geführt, das mit Polstermöbeln, einem niedrigen Tisch und einem Kamin ausgestattet ist. Weiße Vorhänge hängen vor der Fensterwand. Auf einem Bord tickt neben Erinnerungsfotos eine Uhr.

Otto lebte nicht immer hier. Als er vier ist, verkaufte die Familie das Haus in der Wettegasse 17, in dem das einzige Kind, Otto, geboren worden war, und zog in ein landwirtschaftliches Anwesen in der Tammer Straße.

Der Vater war Landwirt; einige Kühe, ein Pferd und sechs Hektar Land befanden sich im Besitz der Familie Bräckle.

In der einen Ecke ein Kleiderkasten, in den anderen drei Ecken jeweils ein Bett. So schildert Otto heute den Raum, den er dort mit seinen beiden Großmüttern teilte.

Um die beiden Frauen zu unterscheiden, wurde die eine „Großmutter“, die andere „Ahne“ genannt. Im Gegensatz zur Großmutter war die Ahne, die aus Renningen stammte, Christin. Von ihr hörte Otto auch

von den Erfahrungen und dem Schicksal seiner Urgroßmutter, die neben ihren eigenen fünf Kindern auch noch drei fremde Kinder aufgezogen hatte. Diese Großherzigkeit und Aufopferung beeindruckten Otto, und so ist es den Erzählungen seiner Ahne zuzuschreiben, dass er sich zum christlichen Glauben bekennt.

„Kommst du nach der Schule mit uns Fußball spielen?“ Wie gerne hätte Otto auf diese Frage seiner Freunde damals mit „Ja“ geantwortet. Nach der Schule mit Klassenkameraden losziehen und irgendwo ein bisschen kicken - eine großartige Vorstellung!

Doch das einzige Kind wird zu Hause dringend gebraucht. Nach der Schule hilft Otto jeden Tag auf dem Acker, auf dem die Familie Weizen, Gerste, Kartoffeln, Zichorie und Flachs anbaut. Samstags erwartet ihn ein ganz besonderes Pflichtprogramm: er muss den Dachboden auskehren, die Bühnentreppe und die Haustreppe einölen und fegen, danach den Flur wischen, die Straße kehren, und wenn er dann endlich vom Einkaufen zurückkommt, ist es oft schon 18.00 Uhr. Doch seine Mutter braucht diese Unterstützung im Haushalt, da sie nebenher noch beim „Salamander“ arbeitet.

So vergeht Ottos Schulzeit. Nachdem er 1938 die Volkshochschule verlässt, beginnt er in Asperg eine Lehre. Sehr früh steht er auf, denn den Weg mit dem Fahrrad zum Betrieb Eugen Zipperle, der Autozubehöerteile herstellt, muss er schon um 6.00 Uhr morgens zurückgelegt haben. Als Lehrling bleibt er auch abends nach der Arbeit immer noch da, um aufzuräumen und auszufegen. Unter der Woche verlässt er den Betrieb oft erst gegen 17 oder 18 Uhr, und wenn er sich samstags bereits gegen 14.00 Uhr auf sein Rad schwingt, dann wartet zu Hause schon der Vater, der ihn in den Weinbergen braucht.

Die höheren Gymnasien bleiben Otto und den meisten seiner Freunde verwehrt. 50 Mark beträgt das Schulgeld im Monat; zu viel, wenn man bedenkt, dass die Mutter beim „Salamander“ 18 Mark in der Woche verdient - und ein Zentner Weizen 12 Mark kostet.

Mit 18 Jahren wird Otto Soldat. Wenn die frisch gemusterten jungen Männer von Ludwigsburg aus, wo die Wehrmacht eine Zentrale besitzt, in ihr Städtchen zurückkehren, wird stets gefeiert. Und dann ziehen die Jungs für den Führer in den Krieg.

„Wir haben das nicht durchschaut“, sagt Otto. Auf den Fotos in dem Band „Markgröningen – Menschen in ihrer Stadt“, der vom Arbeitskreis für Geschichte und Heimatkunde herausgegeben wurde, erkennt er auf den Gruppenfotos der Hitlerjugend viele junge Leute wieder, frühere Kameraden. Die Hitlerjugend hat auch ihm damals Spaß gemacht. Ausflüge unternehmen, mit Freunden zusammen sein – davon ließ man sich als junger Mensch begeistern.

„Dass das eine Art Vorbereitung auf das Militär war, das haben wir nicht gemerkt.“

Die Jungen, die aus den Grautönen der Fotografie lächeln, haben ihre Musterung gefeiert. Ottos Zeigefinger wandert über die Gesichter. „Gefallen, gefallen, vermisst. Der ist gefallen, ertrunken, im U-Boot. Der nicht, der ist heimgekehrt. So wie ich...“

Ausgebildet in Frankreich, wird Otto nach Russland verlegt. Er ist Funker. Technik fasziniert ihn; noch heute schwärmt er davon und kann genau erklären, wie bestimmte Systeme funktionierten.

Doch der Krieg hält auch andere Erfahrungen für ihn bereit. Er sieht Menschen sterben und verliert Kameraden. An den Boden gepresst, im Feuer eines russischen Geschützes – „der Stalinorgel“ – erfährt er, was es bedeutet, zwischen Leben und Tod zu stehen. „Damals ist mein Leben an mir vorbeigezogen, wie ein Film“, sagt er heute über diese Situation. – Er überlebt.

Er wird überwiegend als „Vorgeschobener Beobachter“ und als „Artillerie-Vorkommando“ eingesetzt. Hinter diesen Namen verbirgt sich Warten in den Schützengräben der Infanterie, wenn nicht gekämpft wird, und das Durchgeben von Funksprüchen an die Artillerie, um deren Feuer zu koordinieren, wenn die Soldaten Unterstützung brauchen.

Er wird verwundet, erhält Genesungsurlaub in der Heimat.

„Die Soldaten, die Urlaub erhalten hatten, mussten sich immer vor dem Rathaus fotografieren lassen“, sagt er, und weist auf ein Foto, das Männer in Uniform zeigt. Junge Soldaten und Nazi-Größen.

Mit 19 Jahren erhält Otto das Eiserne Kreuz. Insgesamt wird er drei Mal verwundet, das letzte Mal im April 1945. Von Pillau aus, dem heutigen Baltijsk, sticht am 24.4. das Schiff in See, das ihn über die Danziger Bucht und die Ostsee nach Dänemark bringen wird. Es ist das vorletzte deutsche Schiff, das von jenem Ort an der lang gezogenen schmalen

Landsichel ablegt, in einem Gebiet, das heute - isoliert zwischen Litauen und Polen - zu Russland gehört.

Seine Konfirmationsuhr, erinnert sich Otto, habe er im Krieg verloren. Doch als er im Reservelazarett in Holstein seine Taschen leert, entdeckt er, dass er die Uhr seines Offiziers bei sich trägt. Sie war ihm, dem Mechaniker, zur Reparatur gegeben worden, kurz bevor er verwundet wurde. Otto hatte dann keine Möglichkeit mehr, die Uhr zurückzubringen.

Noch heute besitzt er sie, pflegt sie und zeigt sie Besuchern. Durch einen Zufall in ihren Besitz gelangt, ist er doch stolz darauf, dass sein Offizier, ein guter Freund, sie ihm anvertraut hat. Eines der harmlosen Erinnerungsstücke des Krieges.

Noch im Lazarett in Schleswig-Holstein erlebt er auch das Kriegsende, den Einmarsch der Engländer. Heute meint er, dass es ein großes Glück war, in jenen letzten Tagen des Krieges verwundet und kampfunfähig in der Heimat gewesen zu sein, die er anderenfalls möglicherweise nie wieder gesehen hätte.

Erst Schule und Ausbildung, dann der Krieg: Otto hatte nie viel Zeit gehabt, selbst etwas zu unternehmen. Als er nach dem Krieg nach Markgröningen zurückkehrte, gab es zunächst kaum Arbeitsplätze. Für ihn und seine Freunde war es die Zeit, in der sie sich ein wenig austoben konnten: sie durchstreiften die Gegend, gingen mit Mädchen aus. Der Krieg hatte ihnen ihre Jugendzeit genommen. Die wollten sie nun nachholen, so gut sie konnten.

Zwei Jahre nach Kriegsende ist es, als Otto beim Tanzen seine spätere Frau kennen lernt. 1949 heiraten die beiden. Mit ihren zwei Kindern wohnen sie in dem Haus in der Tammer Straße, wo Otto einst von der Ahne erfuhr, was Nächstenliebe bedeutet.

Um die Familie ernähren zu können, beginnt Otto Abendkurse zu besuchen. 50 Mark pro Kurs – dafür muss er tief in die Tasche greifen. Doch die Weiterbildung lohnt sich: er wird Mechanikermeister.

Auf dem Grundstück der Bräckles wird sogar noch ein weiteres kleines Gebäude errichtet, in dem der ungarische Flüchtling Johann untergebracht werden konnte. Johann Spirk ist teilweise blind und hat außer

seinem Stiefsohn, der rechtzeitig vor dem Krieg in die USA ausgewandert war, keine Familie. Otto erinnert sich noch gut an diesen Stiefsohn, der einmal mit seiner amerikanischen Frau auf einen Besuch nach Deutschland kommt, und er erinnert sich auch an dessen schickes Auto. Johann wohnt bis an sein Lebensende bei den Bräckles.

Otto, der einst nicht mit seinen Kameraden Fußball spielen durfte, wird schließlich selbst zum Hausherrn. In der Hegelstraße 3 entsteht das Haus, von dessen grün gestrichenem Balkon aus man heute in den Garten und auf die ruhige Straße sehen kann.

Hier wächst ein drittes Kind auf, und hier sammeln sich die Andenken an Ottos zahlreiche Tätigkeiten, dabei auch einige Auszeichnungen für sein Engagement, das er bescheiden verschwieg.

„Ja, was hab ich denn alles gemacht?“, versucht er sich zu erinnern. Dann zählt er auf: 43 Jahre lang war er bei der Freiwilligen Feuerwehr tätig, 21 Jahre im Markgröninger Gemeinderat, zehn Jahre in Ludwigsburg als Mitglied des Kreistages und acht Jahr lang als Schöffe im Amtsgericht.

Für seine vielfältigen Dienste in öffentlichen Bereichen erhielt Otto Bräckle das Bundesverdienstkreuz. Aus dieser Zeit hat er auch seinen großen Bekanntenkreis. Er, der ohne Geschwister aufwuchs, hat nun eine große Familie. Mit drei Kindern und neun Enkeln feierte am 12. Februar seinen 80. Geburtstag.

Seine Kinder und Enkel waren es auch, die ihm einmal das große Bild geschenkt haben, das im Hausflur an der Wand hängt: eine Sammlung von Fotos, die sein Leben widerspiegeln. Wer oberflächlich auf solche Lebensbilder sieht, der mag daran vielleicht nichts Interessantes finden.

Doch im Gespräch mit Otto Bräckle habe ich wieder einmal erfahren, dass ein Menschenleben aus vielen Geschichten besteht, die es wert sind, gehört zu werden...

Kirschtorten – und viel mehr

Annemarie Griesinger über Ilse Glaser

Ilse Glaser stammt aus einer alten Markgröninger Familie. Sie ist am Karfreitag, dem 6. April 1928, in der Frauenklinik in Stuttgart geboren. Sie erzählt fröhlich, wie sie in ihrer Großfamilie drei Erzieherinnen hatte: die Großmutter, die Tante und die Mutter.

Sie ging wie ihr Bruder Fritz in die Markgröninger Volksschule.

Danach lernte sie Großhandelskauffrau bei „Büchsenstein und Essig“, einem bekannten Lebensmittel-Großhandel und Feinkostgeschäft in Ludwigsburg.

Damit wurde sie früh in berufliche Verantwortung gestellt.

Tante Eugenie Schmid, die Schwester der Mutter, starb früh mit 40 Jahren, und Ilse Glaser musste, 17-jährig, deren Lebensmittelladen übernehmen. Die Oma musste seinerzeit den Vertrag unterschreiben, weil Ilse noch nicht volljährig war.

Bald danach starb auch ihre Mutter.

Wie gut, dass im Winter immer bei Oma Schmid, geb. Raff in der Rotenackerstraße, der „Vorsitz“ war: Dort saß man oft redend oder singend zusammen und machte Handarbeiten:

Aus ihrer Kindheit erinnert sich Ilse an ihren Opa Schmid, dessen Vater Schäfer auf den Fildern war und der mit seiner Frau 14 Kinder hatte.

Dieser Opa betrieb in Markgröningen eine Dreher-Werkstatt und einen Holzhandel.

Er gründete auch die erste Damenriege in Markgröningen und führte sie zum Sieg beim Keulenschwingen - mit von ihm selbst gedrechselten Keulen. Er war der sportlich engagierte „Dreher-Schmid“.



In den zwanziger Jahren hat Vater Schütt die zum Bau der ersten Turnhalle in Markgröningen notwendigen Steine vom Steinbruch zum Spitalplatz gefahren. Die Halle wurde dort von Arbeitslosen gebaut.

Früh in die berufliche Verantwortung gerufen, musste Ilse 1945 den Laden der verstorbenen Tante führen und mit Lebensmittelmarken (Märkle) und Bezugsscheinen hantieren. Monatlich gab es damals pro Person 62,5 gr. Butter und 125 gr. Zucker. Dazu kam 1952 der Milchladen. Zum Glück wurde sie immer wieder von einer Schulfreundin unterstützt.

1949, vier Jahre nach dem zweiten Weltkrieg, kam die Heirat mit Eugen Glaser an dessen 25. Geburtstag.

Eugen stammte aus einer alten Markgröninger Bauernfamilie. Dem Ehepaar wurden die Söhne Paul und Manfred geschenkt.

1958 wurde das schwiegerelterliche Bauernhaus umgebaut zu einem modernen Wohn- und Geschäftshaus in der Ostergasse, wo es viele Menschen als Schmuckstück am Eingang der Altstadt erfreut. In früheren Jahrhunderten stand an dieser Stelle das Ostertor der Stadt.

Im Haus Glaser gehen seither viele Menschen ein und aus, denn Ilse ist eine gute Gastgeberin. Sogar der erste Bundespräsident Theodor Heuss war während eines Schäferlaufbesuches hier und erfreute sich an den selbstgemachten herrlichen Maultaschen.

Immer wieder sind auch Ilses Kinder, Enkel und Urenkel am Wochenende zu Gast bei der geliebten Oma.

Ilse ist aber nicht nur eine gute Gastgeberin in ihrem Haus, das am Schäferlauf von viel Prominenz aufgesucht wird, besonders auch wegen der bekannt guten Maultaschen. Auch außerhalb ihres Hauses hilft sie, wo immer sie kann. Früher noch mit ihrem lieben Mann Eugen. und nach dessen Tod im Jahr 1987 mit Hilfe von Vettern und Basen aus der großen Verwandtschaft.

Sie folgte gern der Bitte von Pfarrerin Winge, die vorschlug, im Behindertenheim in Markgröningen einmal monatlich sonntags einen Kaffeenachmittag mit selbst gebackenem Kuchen einzurichten. Nach zehn Jahren gab Ilse diese Aufgabe, die sie so erfolgreich gemeistert hatte, in jüngere Hände. Nach wie vor fehlt aber beim Kaffeenachmittag

nicht ihre gute Schwarzwälder Kirschtorte, die sie alle 14 Tage zur Freude der Behinderten und der Besucher gestiftet hatte.

Ihre besondere Liebe gilt von früh an den behinderten Menschen, und die Behinderten, ob jung oder alt, lieben Ilse Glaser.

So betreut sie regelmäßig eine Außenwohngruppe des Behindertenheims in der Grabenstraße.

Sie ist Mitbegründerin des Fördervereins für das Behindertenheim Markgröningen und dessen aktives Vorstandsmitglied.

Das Sommerfest im Behindertenheim gestaltet sie von Anfang an fröhlich mit.

Ilse Glaser ist für unsere Heimatstadt Markgröningen und für das hiesige Behindertenheim ein „Gottesgeschenk“, für das wir von Herzen dankbar sind.

Sie wurde deshalb auch im Jahr 2003 mit der Ehrenmedaille der Stadt Markgröningen ausgezeichnet.

Ein Leben in der Fremde

Christine Schaefer und Katharina Grygar über Gökhan Argun

Er saß wie jeden Dienstag im Klassenzimmer. Als der Lehrer die Mathematik Klausur austeilte, nahm Gökhan diese resigniert entgegen, denn er wusste, dass sie für ihn wie schon so oft seit dem Umzug nach Istanbul schlecht ausgefallen war. Er hatte aber einfach keine Lust mehr zu lernen, da er in der Stadt so gut wie keine Freunde hatte und die Kinder ihn aufgrund



seiner Glaubensrichtung nicht anerkannten. Denn Gökhan war Alevit. Dies ist eine Glaubensrichtung, die eine humanistische, westliche orientierte Interpretation des Islams darstellt, eine Religion, die aus Mosaiksteinen besteht, welche aus den alten Religionen Christentum, Judentum und Heřita immer das Gute herausgefiltert haben.

Am 30.07.1972 geboren, wuchs Gökhan Argun zunächst wohlbehütet als das Älteste von drei Kindern auf. Er und sein zwei Jahre jüngerer Bruder kamen in einem Dorf in Kurdistan zur Welt. Dagegen wurde der Jüngste, er ist dreizehn Jahre jünger als Gökhan, in Istanbul geboren. Die Mutter, von Beruf Hausfrau, war früher Analphabetin, kann jetzt jedoch ein wenig lesen und schreiben. Der Vater war als Lehrer tätig und unterrichtete Gökhan bis zur vierten Klasse. Dort, in seinem Heimatdorf, war Gökhan immer der beste Schüler. Aufgrund des Berufes des Vaters musste die Familie, als Gökhan drei Jahre alt war, in ein anderes Dorf umziehen. In diesem Dorf hatte die Familie keinen Kühlschrank. Deswegen lagerte die Mutter Lebensmittel, zum Beispiel

Kekse, unter ihrem Bett. Diese Kekse klaute Gökhan einmal, um sie der Tante zu bringen, der er sehr nahe stand.

In die Dörfer kamen ab und zu Dorfverkäufer - Zigeuner oder Aramäer, die ihre Waren feilboten.

Gökhan mochte sie sehr, da sie den Kindern oft Geschichten erzählten. Auch bei den Erwachsenen waren sie beliebt, da es ihnen um Menschlichkeit ging und man nicht immer sofort bezahlen musste.

Als er zehn Jahre alt war, musste Familie Argun aus politischen Gründen nach Istanbul auswandern. Nun war es für Gökhan mit der ruhigen Dorfidylle vorbei. Jetzt musste er früh aufstehen und konnte nur noch zeitweise in die Schule – dann nämlich, wenn es sich mit seinen Schichten vereinbaren ließ. Er putzte die Schuhe der vorbeigehenden Passanten, füllte Feuerzeuge auf oder spülte – mit vierzehn Jahren – Geschirr in einem Imbiss. Dort bediente er auch die Gäste. Diese Arbeit dauerte oft bis 23.00 Uhr, manchmal auch bis Mitternacht. Das selbstverdiente Geld gab er für Schulsachen oder Ähnliches aus.

Das Leben in der Stadt bedeutete für die ganze Familie eine große Umstellung. Beispielsweise konnten sie sich nicht daran gewöhnen, am Tisch zu essen. Vielmehr wollten sie immer noch die Mahlzeiten auf dem Teppich einnehmen. Ein großes Problem war die Armut. Sie war auch Ausschlag gebend dafür, dass Gökhan nach der Schule immer sofort nach Hause lief. Er schämte sich für seine schäbige Kleidung. Wegen ihrer kleinen, für zwei Familien gerade mal 80 Quadratmeter aufweisenden Wohnung konnte er auch keine anderen Kinder einladen.

Istanbul war wahrhaftig nicht die Traumstadt der Familie Argun; dort regnete es oft und es gab kein Grundstück, worauf die Kinder hätten spielen können. Und sie konnten ihre Feste nicht mehr so wie im Dorfe begehen. Das Opferfest wurde mit Muslimen gefeiert, und das Zuckerfest konnte nicht mehr mitgefeiert werden.

Arguns hatten ihre Religion verlernt – jedenfalls gab es nur wenige Gelegenheiten, sie so wie früher zu leben.

Der einzige gute Ausblick für Gökhan waren die Sommerferien, die er bei den Großeltern auf dem Land verbringen konnte. Dort gab es für Gökhan mehr Freiheiten:

Er konnte die Ziegen hüten und die vielen Schafe, die es in diesem Bauerndorf gab. Da er das einzige Kind im Dorf war und somit der Liebling aller, bekam er von jedem etwas geschenkt.

Als er eines Tages nach den Sommerferien nach Istanbul zurückkehrte und ins Gymnasium kam, änderte sich sein Lernverhalten grundlegend. Nun war er in fast allen Fächern ein guter Schüler und fiel besonders wegen seiner guten Leistungen in Kunst und Musik auf.

Nach seiner Zeit am Gymnasium studierte er an insgesamt vier Universitäten, drei davon befinden sich in der Türkei und eine in Deutschland. Zunächst zwei Jahre Psychologie in Konya. Dort fiel er auf, da er den Fastenmonat Ramadan nicht mitfeiern wollte, hatte aber einen so guten Durchschnitt, dass er an die Universität nach Istanbul wechseln konnte.

Inzwischen studiert er schon seit längerem Sozialpädagogik in Deutschland. Zuerst wohnte er in Mühlacker, wo er auch jetzt noch – genauso wie in Frankfurt – Verwandte hat. Seine Frau Songül lernte er 1993 im Urlaub kennen. Als sie dann 1995 heirateten und sie ihre Stelle als OP-Schwester in der Orthopädischen Klinik Markgröningen bekam, zogen die beiden nach Markgröningen. Dort hat er sehr gute Kontakte und kennt ungefähr die Hälfte aller Bewohner. Aus praktischen Gründen würden sie trotzdem lieber umziehen, zum Beispiel nach Asperg, wo ein S-Bahn-Anschluss vorhanden ist. Doch hat sich bis jetzt noch keine Möglichkeit in dieser Hinsicht ergeben. Das private Glück der beiden wurde 2002 durch die Geburt ihres Sohnes Kuzey Ernesto bereichert.

Nach dem Gespräch über sein Leben vertraute uns Herr Argun noch an, dass er es immer sehr schade findet, dass zwar viele etwas über ihn und seine Leben wissen wollen, jedoch nichts von sich selbst preisgeben. Deswegen fühlt er sich auch nach dieser geraumen Zeit in Deutschland noch oft als Fremder und würde es als sehr willkommen ansehen, wenn man nicht nur an Gymnasien interkulturelle Themen behandeln würde, um mehr Offenheit anderen gegenüber zu erlernen.

Ausgesiedelt und angekommen

Selma Schwarz über Theresia Heffner



Theresia Heffner früher

Als Theresia Heffner mir die Türe öffnet bin ich froh. Freundlich schaut sie mich an und meine Ängste, die ich bis jetzt hatte, sind alle wie weggeblasen.

Vor dem ersten Treffen hatte ich einige Schwierigkeiten, denn bei dem Telefongespräch hatte sich herausgestellt, dass sie von dem Projekt, um das es hier geht, noch gar nicht viel wusste. Nachdem ich ihr meinen Wunsch, sie zu interviewen und ihre Lebensgeschichte aufzuschreiben erklärt hatte, war ich deshalb sehr erleichtert, dass sie so aufgeschlossen war – und bereitwillig mitmachte.

Zusammen mit ihrem Mann Anton Heffner (im Sommer 2004 leider verstorben. – Die Herausgeber) wohnt sie in einem Haus im Markgröninger Ortsteil Unterriexigen. Die Lage ihres Hauses ist eher ruhig, da sie nicht mitten im Ortskern wohnen, sondern etwas außerhalb. Seit ungefähr 60 Jahren sind die Heffners nun in Markgröningen. Ursprünglich stammen beide aus Ungarn.

Obwohl Theresia und auch ihre Verwandten bis 1947 in Ungarn gelebt haben, sind sie Deutsche. Bei ihnen zu Hause wurde auch immer nur deutsch gesprochen.

Doch wie konnte das sein?

Zwischen 1740 und 1780 wurden viele Deutsche in der ungarischen Tiefebene zwischen Donau und Theiß angesiedelt. In dieser Zeit ging es den Menschen in Deutschland sehr schlecht und so bot Maria Theresia, die Habsburger Kaiserin von Österreich-Ungarn, ihnen an, nach Ungarn zu gehen. Dort gab es fruchtbares Land und somit auch die Möglichkeit, sich eine neue, bessere Existenz aufzubauen.

So kamen auch die Vorfahren von Theresia nach Ungarn.

Sie wurde am 10. August 1927 in Katymar, woher ihre Mutter stammte, geboren. Katymar liegt im Süden Ungarns, östlich der Donau, an der jugoslawischen Grenze. Aufgewachsen ist sie ein paar Kilometer weiter, in Gara. Gara ist ein Dorf mit ca. 4000 Einwohnern.

Friedrich und Magdalena Dobler, ihre Eltern, waren sehr wohlhabend. Sie besaßen ein großes Gut und betrieben Landwirtschaft. Doch Theresia kam damit nie direkt in Berührung. Die Familie wohnte im Kern des Dorfes; der Bauernhof, den sie besaßen, lag aber außerhalb, bei den Feldern. Dort lebten die Angestellten, die für sie arbeiteten. Sie selbst musste nie mithelfen.

Theresia lebte nicht nur mit ihren Eltern in einem Haus, sondern noch mit einigen anderen Verwandten, eben mit einer richtigen Großfamilie.

Geschwister hat sie jedoch keine, und auch andere gleichaltrige Kinder gab es in ihrer Familie nicht.

Von ihren Eltern wurde sie in gewisser Weise verwöhnt, weil die Familie wohlhabend und sie das einzige Kind war, trotzdem waren die Eltern auch streng.

Von ihrem Vater wurde sie zwar nicht geschlagen, doch er musste sie nur mit einem bestimmten Blick anschauen - dann wusste sie, dass das, was sie gemacht hatte, nicht akzeptiert wurde.

Während dem Essen durfte sie, im Gegensatz zu den Erwachsenen, nur reden, wenn sie dazu aufgefordert worden war. Aber Theresia meint heute, dass ihr diese Erziehung nicht geschadet habe.

Trotzdem hielt sie sich nicht immer an die Vorschriften und Verbote der Eltern. Schnell hatte sie gemerkt, dass die Angestellten sie nicht verraten würden.

So ging sie zum Beispiel oft in die Küche und rührte in den Töpfen herum, in denen gerade das Essen gekocht wurde. Auf die Mahnungen, sie solle vorsichtig sein, dass ihre Eltern das nicht sähen, ging sie gar nicht ein.

Für mich ist es verständlich, dass man als Kind versucht, solche Grenzen zu überschreiten. Vor allem, wenn man keine gleichaltrigen Spielgefährten hat.

Theresia Heffner erzählt, dass sie abgeschottet von anderen, weniger begüterten Kindern des Dorfes aufwuchs. Es gab allerdings zwei jüngere Mädchen in der Nachbarschaft, mit denen sie manchmal spielte.

Mit sechs Jahren kam Theresia in die Grundschule. Dort wurde ungarisch gesprochen. Deutsch wurde nur als Fremdsprache unterrichtet.

Die fünf reichen Kinder der Klasse, zu denen sie gehörte, hatten gegenüber den ärmeren etliche Vorteile, durften in der ersten Reihe sitzen und hatten auch einen besseren Kontakt zum Lehrer. Der kam sie zum Beispiel auch oft zu Hause besuchen.

Ein Vorteil war auch, dass sie sehr nah an der Schule wohnte und deshalb auch immer rechtzeitig zum Unterricht erscheinen konnte. Die meisten anderen Kinder wohnten außerhalb des Dorfes auf den Bauernhöfen und mussten mehrere Kilometer in die Schule laufen, auch bei schlechtem Wetter. So kamen sie oft viel zu spät und mit durchnässten Kleidern zum Unterricht.

Heute sagt Theresia Heffner: „Diese Unterschiede zwischen uns Kindern - das war damals ganz normal für mich! Ich hab mir darüber nicht viele Gedanken gemacht.“

Vielleicht ist man mit sechs Jahren auch noch zu jung, um über so etwas nachzudenken.

Aber trotz ihrer Vorteile hat sie sich den ärmeren Mitschülern gegenüber nicht überlegen gefühlt. Sie hatte während des Unterrichts auch immer Kontakt zu ihnen.

Nach vier Jahren, als die Grundschulzeit vorbei war, kam Theresia aufs Internat in eine Klosterschule, ein paar Kilometer von ihrem Zuhause entfernt. Die strenge Erziehung durch die Nonnen war für sie kein Problem, das war sie von zu Hause ja schon gewohnt.

In dieser Zeit sah sie ihre Eltern nicht oft. Nur zu Weihnachten, zu Ostern und im Sommer durften die Kinder nach Hause, und manch einer hatte mit Heimweh zu kämpfen.

Das Leben im Internat war eher eintönig. Beinahe jeder Tag lief gleich ab. Jeden Morgen vor dem Frühstück mussten sie in die Kirche, nachmittags nach dem Unterricht gingen sämtliche Mädchen des Internats gemeinsam durch die Stadt spazieren – in zwei Reihen mussten sie der Lehrerin folgen.

Eigentlich hätte Theresia länger auf dem Internat bleiben sollen. Doch nachdem 1939 der Krieg in Deutschland ausgebrochen war, mussten alle Schüler das Internat in der Folgezeit verlassen. Die Nonnen wollten das Risiko, dass den Schülern dort etwas passieren könnte, nicht auf sich nehmen.

In Ungarn bekamen die Menschen anfangs nicht viel vom Krieg mit. Ihre Familie lebte immer noch so wie vorher.

1943, mit 16 Jahren, gleich nachdem sie aus dem Internat nach Hause gekommen war, heiratete sie Anton Heffner. Sie hatte ihn ein Jahr zuvor auf einem Fest im Internat kennen gelernt, zu dem auch Jungen eingeladen waren. Er stammte wie sie aus einer wohlhabenden Familie. Es gab eine große Hochzeit, ungefähr 360 Gäste waren eingeladen, zu essen gab es mehr als genug. Doch das stieß im Dorf auf Ablehnung. Vor allem die Nazianhänger waren der Meinung, man dürfe nicht feiern, während es anderen Menschen, wie zu dieser Zeit in Deutschland, so schlecht ging.

Langsam veränderte sich das Leben in Gara. Russische Soldaten waren in das Land einmarschiert und immer wieder kamen welche, die die Häuser besetzten. Dann hatten die Familien in ihren eigenen Häusern oft nur noch ein Zimmer zur Verfügung.

Theresia Heffner war 18 Jahre alt, als sie zum ersten Mal richtige Angst verspürte. Denn sie wurden von den Russen sehr schlecht behandelt und man hörte auch immer wieder von Vergewaltigungen.

Inzwischen waren auch die beiden Kinder von Theresia und Anton Heffner zur Welt gekommen.

Viele Deutschstämmige wurden gegen Kriegsende von Ungarn nach Deutschland ausgesiedelt. Als die Aussiedlungen abgeschlossen waren, rechnete keiner mehr damit, dass er noch nach Deutschland käme; so auch Familie Heffner.

Doch eines Abends standen dann doch die Russen vor der Türe und befahlen der Familie mitzukommen. Das war 1947, Theresia Heffner war 20 Jahre alt. Eine halbe Stunde hatten sie Zeit, ihre wichtigsten Dinge einzupacken. Die Kinder waren 15 und sechs Monate alt. Sie wurden zu einem Viehtransporter gebracht. Von dort aus sollte es nach Deutschland gehen.

Ich frage mich, wie es ist, alles was man hatte, eigentlich sein ganzes bisheriges Leben, zurücklassen zu müssen? Ist man völlig niedergeschlagen, wütend oder verspürt man überhaupt nichts?

Frau Heffner erzählt, dass sie in dieser Zeit solche Gefühle überhaupt nicht hatte. Sie handelte wie in einem Schockzustand, dachte nicht nach, ließ sich einfach nur treiben.

Aber die Angst muss unvorstellbar gewesen sein. Die Ungewissheit, was mit einem passieren, wo man hinkommen, ob man das alles überhaupt überleben würde. Außerdem hatten die beiden ja zwei kleine Kinder, für die sie verantwortlich waren.

Die Fahrt im Zug nach Deutschland dauerte einige Tage. Das lag vor allem daran, dass er nur nachts, wenn es dunkel war, fuhr, denn da die Aussiedlungen ja schon abgeschlossen waren, war diese illegal und somit verboten. Der Zug durfte also nicht gesehen werden.

Nach den schlimmen Tagen im Viehwagon kam die Familie schließlich in Deutschland, genauer gesagt im Vogtland an. Es lag in der sowjetisch besetzten Zone, später gehörte es zur DDR.

Für Familie Heffner begann dort ein neues, mühevolleres Leben, wie auch für die vielen anderen Menschen, die dort hinkamen.

Sie mussten hart arbeiten und konnten froh sein, wenn sie genug zu essen hatten, um zu überleben.

Theresia Heffner erzählt, dass dort damals sehr viele Menschen verhungert sind. Man hörte immer wieder, dass jemand, den man am Tag zuvor noch auf der Straße gesehen hatte, verhungert war.

Das wollten Heffners nicht länger mitmachen. Nachdem sie ungefähr ein halbes Jahr dort gelebt hatten, trafen sie eine Entscheidung. Sie wussten, dass die Großeltern von Theresia Heffner in Markgröningen lebten. Diese waren schon einige Zeit vorher aus Ungarn ausgesiedelt worden und in Markgröningen untergekommen.

So entschlossen sie sich, dorthin zu flüchten. In der Hoffnung, dort würde es ihnen besser gehen.

Die Kinder sollten vorerst bei den Eltern von Anton Heffner im Vogtland bleiben, bis sie alles in Markgröningen geregelt hatten. Dann wollte Theresia Heffner auch die Kinder und die Schwiegereltern nach Markgröningen holen.

Nach vielen Vorbereitungen flüchteten Anton und Theresia Heffner schließlich, zuerst nach Hof über die Grenze und von dort aus nach Markgröningen. Schon einige Wochen später holte Theresia Heffner ihre Schwiegereltern und Kinder nach.

Dass alles war sehr schwierig und gefährlich, denn es geschah ja illegal.

Das sie es letztendlich doch geschafft haben, alle hierher zu kommen, hat mit sehr viel Glück zu tun.

Nun mussten sie anfangen, sich ein neues Leben aufzubauen.

Auf dem Aichholzhof, etwas außerhalb Markgrönings, fanden sie eine Möglichkeit zu wohnen und zu arbeiten.

Dort, so hatten sie gedacht, würden die Kinder und sie besser ernährt werden. Doch zu essen bekamen sie nicht so viel wie sie sich erhofft hatten, die Arbeit war sehr anstrengend und der Lohn niedrig.

Zwar kamen sie beide aus landwirtschaftlichen Betrieben, doch sie hatten ja nie engen Bezug zu Landwirtschaft gehabt und somit auch nicht die nötige Erfahrung.

Nun hatte sich alles gedreht – jetzt waren sie die Angestellten und mussten hart arbeiten, jetzt gehörten sie zu den Armen, die fast nichts zum Anziehen hatten.

Doch was hätten sie anderes machen sollen? Sie konnten froh sein, dass sie bis jetzt überlebt hatten.

Einige Jahre blieben sie auf dem Aichholzhof – bis 1954, da zogen sie nach Markgröningen in den Stadtkern. Anton Heffner arbeitete noch einige Zeit weiter auf dem Aichholzhof.

Drei Jahre lebten sie in einer heruntergekommenen Wohnung, bis sie schließlich ein Haus bauten und dort einzogen.

Nun bekam Familie Heffner auch mehr Kontakte zu den anderen Markgröningern. Anton Heffner war im Sportverein sehr aktiv, Theresia Heffner fand eine Stelle als Verkäuferin. Und da ihre Tante im Lehrerinnenseminar arbeitete, welches heute das Helene-Lange-Gymnasium ist, wo auch ich zur Schule gehe, bekam sie dort die Möglichkeit, Nähmaschinen zu nutzen und Kleider für ihre Kinder zu nähen.

Viele Jahre später wurde der Platz in dem Haus zu eng. Die Großeltern und Schwiegereltern von Theresia Heffner wohnten mit dort, und nun wollten auch die Kinder ihre eigene Wohnung.

Es stellte sich die Frage, wer nun gehen sollte. Anton und Theresia Heffner beschlossen, in Unterriexingen ein neues Haus zu bauen.

Dort lebt Theresia Heffner auch heute noch.



Theresia Heffner heute

Ich frage Theresia Heffner, was sie denn jetzt, so viele Jahrzehnte später, empfindet, wenn sie an die Flucht, an ihr „altes“ Leben in Ungarn und an die Menschen denkt, die die Aussiedlung damals veranlasst haben.

Eigentlich, so erzählt sie mir, sei sie froh, dass sie hierher gekommen sei, es hätte auch schlimmer kommen können.

Sie weiß, dass es den Menschen, die in Ungarn geblieben sind, heute schlechter geht als ihr.

Vor ein paar Jahren ist sie noch mal dort gewesen und hat gesehen, dass viele, denen es früher gut gegangen war, fast nichts mehr besaßen.

Auf jemand Bestimmtes könne man nicht wütend sein, es haben schließlich viele Faktoren dazu beigetragen, dass es so gekommen ist. Und trotzdem steigen in ihr manchmal Wut und Trauer auf.

Aber sie kann dieser Zeit etwas Gutes abgewinnen. Hätte sie die schlimme Zeit und die Armut selbst nicht durchgemacht, hätte sie nie gewusst, wie es den Kindern damals in ihrer Klasse gegangen war.

Wenn der Krieg nicht gewesen wäre, hätte sie gerne Pharmazie studiert.

Für Theresia Heffner ist Markgröningen ein schöner Platz zum Leben. Doch in Unterriexingen, erzählt sie, sei es nicht so einfach, Kontakte herzustellen. Zu Markgröningen hat sie immer noch einen sehr engen Bezug, da dort auch ihre Kinder und Enkelkinder leben.

Von meiner Seite aus muss ich sagen, dass mir dieses Projekt sehr viel Spaß gemacht hat. Es war sehr interessant, sich mit Frau Heffner zu unterhalten und sehr konkrete, anschauliche Details über ihr Leben und die frühere Zeit zu erfahren.

Zum Schluss möchte ich mich noch bei Frau Heffner bedanken, dass sie sich bereit erklärt hat, bei dem Projekt mitzumachen und dass sie sich so viel Zeit für mich genommen hat.

Der nette Mann mit dem Hund

Lucia Martins über Werner Gerber

Als ich von diesem Buch hörte, freute ich mich teilnehmen zu dürfen. Schon im ersten Moment fiel mir der ältere Herr mit dem Hund ein, den ich gern zu seinem Leben befragen würde.

Es gab nur ein Problem: Wo finde ich diesen Mann nur?!

Ich wusste zwar in welcher Straße er wohnte, kannte aber seinen Namen nicht. Also fasste ich Mut, wagte den ersten Versuch – ging auf ein älteres, weißes Haus zu und klingelte bei Gerber.

Eine freundliche Frau, sie sah recht jung aus, öffnete die Tür und fragte nach meinem Anliegen: „Kennen Sie den netten älteren Herrn, der einen großen, schönen, braun schwarz gefleckten Schäferhund hat?“ Sogleich hörte ich ein erlösendes Bellen. Eigentlich habe ich ja sehr große Angst vor Hunden. Oder sagen wir so, einen großen Respekt; aber dieser Hund ist eine Ausnahme. Nun war sicher, dass ich an die richtige Tür gelangt war! Denn das war der Hund des netten Mannes! Die Frau nickte lächelnd und rief: "Vater kommst du runter? Du hast Besuch." Ich nahm also an, dass sie seine Tochter wäre.

Er kam runter und begrüßte mich - wie immer mit einem Lächeln und glänzenden Augen. Ich erzählte ihm von diesem Projekt, und er schien sich richtig darüber zu freuen. Es gibt zwei mögliche Gründe für seine Freude: entweder weil ich an ihn gedacht hatte, oder weil er in einem Buch, in diesem Buch namentlich genannt werden würde. Ebenso



könnte es auch an dem sonnigen, schönem Wetter gelegen haben. Zu meiner Erleichterung sagte er zu.

Kurz nun dazu, wie wir uns überhaupt gefunden haben. Schon seit mehr als 10 Jahren kennen wir uns, aber nur vom Sehen. Zum ersten Mal fiel er mir auf, als meine Schwester und ich eine kleine Fahrradtour unternahmen und Werner Gerber ebenfalls mit dem Fahrrad unterwegs war. Wenn ich vom Gymnasium aus auf dem Heimweg war, begegneten wir uns häufig, immer zufällig, weil er um diese Zeit oft mit seinem Hund spazieren ging. Wenn er mich sah, lachte er schon von weitem und gab mir "die Linke [... Hand...], die von Herzen kommt" zur Begrüßung. Es war für mich immer eine große Freude, wenn er sich Zeit nahm, um eine neue kleine Geschichte aus seinem Leben zu erzählen oder um einfach zu plaudern. Diese Offenheit der „älteren“ Leute mir gegenüber erlebe ich oft. Vielleicht, weil ich sie ansehe, einen „guten Tag!“ wünsche – und sie mir dann auch.

Ich kann mich z.B. gut an eine ältere Frau erinnern: Ich war in Gedanken vertieft und „schlenderte“ nach Hause. Diese Frau sprach mich plötzlich an: „Sie sind noch jung - und können nicht mal mehr Ihre Füße heben?“ Dann wundern Sie sich, dass Ihre Schuhe so schnell kaputt gehen.“ Überrascht lächelte ich ihr zu, denn sie hatte völlig Recht, ich war auch gar nicht erbost, dass sie mich angesprochen hatte. Es sind sicher viele, die ihren Blick starr nach vorne richten und den einzelnen Menschen gar nicht beachten, der ihnen begegnet. Diese Frau gehörte nicht dazu.

Auch dieser Herr Gerber ist so einer - wirklich ein netter, interessanter und vor allem offener Mensch, der sich gut an die Ereignisse in seinem Leben erinnert und Erinnerungen gerne weitergibt.

Mein erstes Interview war am 25. August 2003.

Werner Gerber wurde am 23. Januar 1931 in Lindenwaldau, Kreis Trebnitz, Schlesien geboren. Er kommt aus Zechelwitz, dem Erbhof der Frau von Debschütz, und ging in Obenik auf die Schule. Außer dieser Schule gab es dort noch zwei Sanatorien - ein Wald- und ein gewöhnliches Sanatorium. Dort war die damaligen LBA (Lehrerbildungsanstalt) untergebracht. In Obenik trat er der Hitlerjugend bei, die von der LBA geführt wurde.

Seine Erzählung beginnt mit der großen Flucht am 21. Januar 1945.

Sein Vater war zu der Zeit beim Volkssturm. Aus Auer in Schlesien kam die letzte Nachricht von ihm. Werner Gerber war 14 Jahre alt, als er eines Morgens auf seinem gewohnten Schulweg war und von aufgeregt ihm entgegen kommenden Schülern erfuhr, dass keine Schule sei. Von halb drei bis drei packte Familie Gerber.

Bei ungefähr -20°C begann für sie, die Familien Gerber, Gur und Klinke, unter Leitung der "Chefin", einer Adligen mit Namen von Debschütz, die Flucht nach Hennigsdorf. Sie mussten sich zu Fuß auf den Weg machen, zogen mit Pferd und Wagen über die Straßen, auf dem sie ihr Gepäck hatten. In Hennigsdorf übernachteten sie bei einem Adligen. Die "Chefin" wollte, dass sie alle die Nacht in der Scheune verbrächten. Doch der Graf bestand darauf, dass sie im Schloss übernachteten: "Morgen schon kann es sein, dass auch ich fliehen muss", sagte er.

Am nächsten Tag ging es weiter nach Bresslau und Kospendorf in Oberschlesien, wo das zweite Gut der „Chefin“ war. Als die Russen aus der Grotgauer Gegend angriffen, verspürte der 13-jährige Werner zum ersten Mal richtige Angst. In Kospendorf hatte Tage zuvor noch eine Tanzveranstaltung für junge Mädchen statt gefunden. Nun standen deutsche Sturmgeschütze an diesem Ort und fuhren im Morgengrauen zur Front. Dort trennten sich dann auch die Wege der drei Familien und der Frau von Debschütz. Die „Chefin“ sah noch zu, wie sie in den Zug in Braunau (Sudetendeutschland) einstiegen - und verabschiedete sich dann. Der Zug fuhr sie bis König Gräts. Die Stadt war zu der Zeit „...prachtvoll! Mit den breiten Straßen und den schönen Häusern“. Dort wurden sie vom Roten Kreuz versorgt. Jedoch wurde ihnen geraten, so schnell wie möglich weiter zu fliehen und nicht in Braunau zu bleiben. Der Zug fuhr durch die Tschechoslowakei und Prag. Von dieser Stadt war Werner Gerber sehr angetan. Über Pilsen und Hof (Niederbayern) ging es weiter bis nach Plattling.

Im Bahnhof Plattling rasteten sie im Zug, als plötzlich die Sirenen heulten. Zuerst beachteten sie das nicht. Doch gegen 12.00 Uhr hörte Werner Gerber es dröhnen. Noch immer dachte er sich nichts dabei. Dann rollten weitere Züge im Bahnhof ein. Schreiende Passagiere rannten zu dem Bahnhofsbunker. Drilling- und Vierling- Flaks, das sind leichte Flaks, die auf Waggons montiert waren, schossen auf die

Flugzeuge, die nun drohend direkt über dem Bahnhof kreisten. Doch sie flogen viel zu hoch, als dass die Flaks sie treffen konnten.

Nach der ersten Welle rannten Werner Gerber und seine Leute raus aus dem Zug. Er suchte Schutz unter einer Rampe, neben einem Schuppen. Er wusste nicht, wo seine Schwester war. Es folgten weitere drei Angriffswellen, drei Flächenbombardements. Als diese vorbei waren, fanden glücklicherweise seine Familie und er wieder zusammen. Der Bahnhofsbunker aber war zerstört. Sie alle gingen daraufhin stadteinwärts, wo sie gut aufgenommen wurden. Sehr freundlich sollen die Menschen dort gewesen sein.

Das nächste Reiseziel war Regensburg. Zuerst sah man nur Rauch. Alles schien zertrümmert, die ganze Stadt. Weiter ging es nach Landshut, dann nach Neumark St. Veit. Dort endete die Reise mit dem Zug.

Werner Gerber schlief im Ochsenstall auf Heu und ein halbes Jahr im Schweinestall. Aber auch mal im Kloster, wo ihnen, den beiden Familien Klinke und Gerber, ein Raum zur Verfügung gestellt wurde. Dort schlief er endlich wieder in einem richtigen Bett.

Werner Gerber erinnert sich an die erste Nacht darin: „Ich fühlte mich wie ein wahrer König.“

Mit 14 Jahren begann er in der Landwirtschaft zu arbeiten, was „viel Spaß“ machte, jedoch nicht viel einbrachte. Er kam bald zu der Ansicht, dass dieser Beruf keine Zukunft hatte und zu wenig einbrachte. Trotzdem arbeitete er noch drei Jahren bei einem anderen Bauern.

Danach ging er nach Hohenfels, ehemals ein Truppenübungsplatz der deutschen Wehrmacht, nun einer der Amerikaner. Im Steinbruch arbeitete er, bis dieser stillgelegt wurde. Ein paar Monate blieb er arbeitslos.

Am 13. Juni 1953, einem Sonntag, traf er in Ludwigsburg ein, wo ihm ein Kollege einen Arbeitsplatz besorgt hatte. Er wurde bei der Firma Marquardt, einem Bauunternehmen in Kornwestheim eingestellt und fing schon am nächsten Tag, einem Montag, dort zu arbeiten an. Die Arbeit im Bau war jedoch sehr hart, da es täglich regnete, sie meist im Freien schafften und die Kleider nie trocken wurden. Werner Gerber wollte nicht lange in dieser Firma bleiben, aber viele andere, zum Beispiel

Bosch, stellten niemanden ein. So suchte er weiter nach einer Arbeit in der Industrie.

Eines Tages kam er nach Feuerbach und fragte dort bei der Firma der Gebrüder Schoch nach Arbeit. Der Pförtner ließ ihn einen Bogen ausfüllen und fragte: "Wann können Sie anfangen!?" "Gleich morgen!“, antwortete Werner Gerber. Er musste noch mal zurück zur Firma Marquardt, um dort Bescheid zu geben, dass er seine Papiere brauche. Er blieb 10 Jahre bei Schoch, und er war in dieser Zeit nie krank.

Der große Streik, der sechs Wochen dauerte, führte zu einer Aussperrung. Daraufhin bewarb er sich bei Gärtner und Klinger in Asperg. Lange wartete er auf eine Antwort, doch erst, als er die Hoffnungen schon aufgegeben hatte, kam ein Brief. Die Wartezeit hatte sich also gelohnt, und Werner Gerber wurde zum Vorstellungsgespräch eingeladen. Er wurde genommen, und er verdiente nun sogar mehr als in Stuttgart.

Die Kollegen in der Metallveredlungsabteilung waren sehr freundlich und nett. Nach dem Essen spielten sie immer Fußball. Selbst zu Fasching, als hoher Schnee lag, spielten sie.

Nach drei Jahren bat ihn sein Schwager, dass er doch bei ihm arbeiten solle. Werner Gerber bekam bei seiner Kündigung ein sehr gutes Zeugnis, in dem stand: „Wir würden uns sehr freuen, wenn wir Werner Gerber wieder als unseren Arbeiter begrüßen dürfen“. Ein halbes Jahr arbeitete er bei seinem Schwager, doch dann wurde die Arbeit knapp. Er erfuhr, dass bei den Gebrüdern Vanner, einer Seilerei, ein Arbeiter gesucht wurde. Kurze Zeit später begann er dort.

Anfangs war der Verdienst nicht besonders gut, doch da er nach Feierabend für Daimler Sindelfingen zusätzlich arbeitete, konnte er zufrieden sein. Er sagt rückblickend: "Die Arbeit war sehr gut, und es hat unheimlich Spaß gemacht."

Werner Gerber hat 27 Jahre lang gearbeitet, ohne je krank zu sein. Dann jedoch bekam er einen Bandscheibenvorfall, war vier Monate krank und erhielt noch eine Vier-Wochen-Kur in Bad Urach verschrieben. Danach ging das Arbeitsleben weiter. Mit 63 Jahren hörte er auf und ging in Rente. Das aber heißt, dass er 49 Jahre lang nahezu ohne Unterbrechung gearbeitet hat!

Am 31. Januar war das nun schon 10 Jahre her.

Genauso lange ist nun auch dieser braun-schwarz-gefleckte Schäferhund an seiner Seite, der Victor heißt. Auf die Frage, was er denn jetzt so den ganzen Tag mache, erzählt Werner Gerber, dass er am Anfang der Rente noch im Weinberg gearbeitet hat, da er Landwirtschaft noch immer toll findet. Dann trat Victor, sein schöner Schäferhund, in sein Leben.

Ein Jahr lang war er mit Victor auf dem Dressurplatz, jedoch hat es ihnen beiden nicht gefallen. "Victor war auch nicht böse, als wir dann nicht mehr zum Dressurplatz gingen...", sagt er - und sieht mich - den Hund auf den Kopf tätschelnd - fröhlich an. Früher sei er fünf Stunden mit ihm ausgegangen, jetzt nur noch drei, da sie ja beide älter geworden seien. Durch Victor lerne er auch viele Leute kennen, zum Beispiel eine amerikanische Familie, die längere Zeit in Markgröningen lebte. Inzwischen seien die für immer nach Amerika zurückgefliegen, doch die Freundschaft bleibe durch Briefwechsel bestehen.

Ich frage ihn noch, woran er sich in seinem langen Leben denn besonders gern erinnert. Er denkt kurz nach, sagt dann: „An mein erstes, halbes Gläschen Kognak, das ich zu meinem Geburtstag außerhalb Presslaus getrunken habe. Frau Debschütz hat es ausgeschenkt.“

Als Junge begeisterte er sich anfangs für die Hitlerjugend und hat auch am Dienst dort teilgenommen, der ihm damals noch heiter und harmlos schien: Sie sangen Lieder, bastelten für Ärmere und kauften ein für Leute, die nicht mehr so gut zu Fuß waren. Ein Mal aber schwänzte er mit einem Freund den Dienst, wurde daraufhin aber kurze Zeit später energisch abgeholt. Gefehlt werden durfte nicht!

Und natürlich erinnerte er sich, wie er seine Frau Martha kennen lernte. Die Frau, die ich anfangs für seine Tochter hielt, war, zu meinem Erstaunen, in Wirklichkeit seine Frau, mit der er bereits 44 Jahre verheiratet ist. Werner Gerber sagt: „Durch sie bekam mein Leben einen anderen Sinn. Ich werde nie vergessen, wie sie meine kranke Mutter pflegte und bis zur letzten Stunde begleitet hat.“

Und wie lernten sie sich kennen?

Es war an einem Samstag während des Schäferlaufs. Werner Gerber gefiel es dort so, dass er sich sagte: "Sonntag gehst' wieder hin." Und da traf er dann sie, seine Martha. Beide tanzten im Rathaus. Früher kostete

das fünf Mark, die er als Gentleman auch für die schöne Dame zahlte. Als Martha erst um 24 Uhr daheim ankam, erwartete die Mutter, eine strenge Frau, sie mit Vorwürfen. Es gab einen kleinen Disput, der ihnen beiden auf die bisher so frohe Stimmung drückte.

Beim Verabschieden aber sagte Martha: "Aber du kommst doch...?"

Am nächsten Sonntag kaufte er bei einer Gärtnerei Gladiolen - und ging fest entschlossen wieder hin.

"Einige Monate sind wir zusammengelaufen, und dann haben wir uns gefestigt", erzählt er. Am 25. Juli, er war 28 Jahre alt, heirateten sie.

Dann wurden nacheinander die Kinder geboren. Zuerst Siegfried, dann ein Jahr später Gela (Angelika), zwei Jahre später Heidi und schließlich Martin, der „Chef“ oder „Dirigent“, wie man ihn eher kennt.

Da gerade Schäferlauf war, als ich Werner Gerber interviewt habe, fragte ich ihn, ob er beim Festzug des Schäferlaufs denn noch immer gern zuschaut. Er antwortet, dass er früher regelmäßig viele Fotos schoss, doch jetzt eigentlich nichts mehr damit zu tun hat. Außer über den jüngsten Sohn, den man - wegen des Schäferlaufs, wo er zusammen mit Herrn ter-Voert die Markgröninger Musikanten dirigiert - Dirigent nennt.

Nun weiß ich schon viel mehr von Werner Gerber, von dem ich anfangs nicht mal den Namen kannte. Einen besseren Geschichtslehrer gibt es für mich nicht, als so einen Zeitzeugen. Manches, wie Menschen sich fühlten, wie sie lebten oder gar was für Wünsche oder Bilder sie in sich tragen, habe ich erst jetzt wirklich verstanden. Und somit hat mir die Beteiligung an diesem Buch nicht nur für die Schule gut getan. Dieser freundliche ältere Herr und sein Schäferhund sind von nun an in Gedanken immer ein wenig an meiner Seite...

Werner Gerber ist sicher nicht der einzige Markgröninger, der schöne wie auch beängstigende Momente aus seinem Leben auf interessante Weise schildern kann.

Mit Hilfe dieses Buches lernt man so nicht nur die Menschen, sondern auch die Stadt besser kennen. Denn eine Stadt wird durch ihre Geschichte und die ihrer Bürger geprägt.

Ein Leben mit Laden

Christa Fischer über Maria Schütz



Maria Schütz mit ihren Schwestern

Geboren wurde sie am 3.3.33.

Und vielleicht ist Maria Schütz, eine geborene Krumm, ja sogar drei Uhr dreiunddreißig geboren, um den Superdreier perfekt zu machen.

Das kann nicht ausgeschlossen werden, ist aber nicht mehr herauszufinden. Und so ein tolles Geburtsdatum, insbesondere das Geburtsjahr betreffend, wäre das andererseits ja auch nicht, an dem sie das Licht der Welt erblickte. D a s begann sich da ja auch gerade zu verdunkeln.

Wie lange bleibt man für die alteingesessenen Unterriexinger eigentlich „reigschmeckt“, selbst wenn man mitten im Ort geboren wurde?

Der Großvater väterlicherseits war Gipser. Er kam aus Gündelbach, heiratete 1892 in Unterriexingen und kaufte ein Haus an der Hauptstraße, in dem sich bereits ein „Stubenladen“ befand. Seine Frau führte den Laden dann weiter und machte nebenher noch Näharbeiten für die Kundschaft. Zwei Töchter und vier Söhne wurden im Verlauf der nächsten Jahre geboren. Der kleine Laden gehörte schon damals fest zum Familienalltag dazu.

Beim Verputzen des eigenen Hauses stürzte der Großvater vom Gerüst. Er starb am 22.8.22. Dieses Datum ist so genau erhalten geblieben, weil seine Enkelin Maria später einmal, als die lückenlose Herkunft plötzlich so wichtig wurde, in der Schule einen Stammbaum anfertigen musste.

Der jüngste Sohn der „alten“ Krumms lernte in Sachsenheim Sattler. Er fertigte und reparierte Sofas, Matratzen und vor allem landwirtschaftliches Gerät, wie Geschirre für Pferde, Ochsen und Kühe, die als Zugtiere in der Landwirtschaft gebraucht wurden. Man musste vielseitig und in vielen Gewerken bewandert sein, um voranzukommen. 1932 brach er das Elternhaus ab und baute an gleicher Stelle ein neues, größeres Haus. Im November heiratete er die Tochter des Schmieds. Dessen Vater war einst aus Schwenningen zugezogen und hatte die Schmiede an der Hauptstraße gegründet.

Hier wurden landwirtschaftliche Geräte hergestellt und repariert, außerdem Pferde, aber auch Kühe und Ochsen neu beschlagen. Im Herbst wurde Obst der Kundschaft geraspelt und in großen Holzzubern zum Gären aufgestellt. Das ergab das Alltagsgetränk, das quasi zu jeder Mahlzeit gereicht wurde – Most! Die Landwirtschaft, die nebenbei zum Betrieb gehörte, wurde überwiegend von den Frauen der Familie bewerkstelligt.

Kindheitserinnerungen: Die Schmiede mit ihren vielen Gerüchen und Geräuschen, die Werkstatt des Wagners, des Patenonkels und der Patentante, der Dote über der Brücke. Die Spaziergänge mit der Krumms-Oma zu dieser Patentante, die ebenfalls für eine zahlreiche Kundschaft nähte. Der Fußweg an der Glems entlang, der „Bäch“, führte am Gäsegarten vorbei, wo tagsüber die Gänse des Ortes eingesperrt waren. Ein besonderes Schauspiel gab es oft abends, wenn

die Gänschirtin das Gatter öffnete und die Gänse ihren Höfen zustrebten. Manchmal flogen sie die gesamte Glemsstraße entlang bis über die Hauptstraße.

Verkehr gab es damals wenig, und die Pferde- und Kuhgespanne störten die vielen Kinder nicht, die auf der Straße spielten. Wo sich die ersten trafen, kamen im Verlauf des Tages immer mehr dazu, so dass Straßenspiele zu Stande kamen, die heute wohl vergessen sind: „Frau verkauft dein Kind net“ oder „Kaiser wie viel Schritte gibst du mir...“ Am Tor der Feuerwehr unten im Rathaus, direkt neben dem Laden, wurde Ball gespielt.

Und wo heute das Rondell mit der großen Linde ist, stand damals ein großer alter Kastanienbaum – auch das ein beliebter Treffpunkt.

Das „Bergle“, der frühere Anfang der heutigen Glemsstraße, war wie geschaffen zum Rollschuhfahren oder für die Radelrutsch. Im Winter gingen die Schlittenbahnen von hier bis zum Mühlenbrückle.

Im Sommer, wenn die Kinder nicht gerade bei der Getreide- oder Heuernte helfen mussten, Stricke legten oder Heu zusammenrechten, trafen sie sich bei schönem Wetter an der Ems zum Baden. Die kleineren badeten meist im „Gaulgumpen“. Wenn man schon besser schwimmen konnte, durfte man in die „Aich“ unterhalb des Schlossparks gehen. Die meisten Kinder konnten schwimmen – sie lernten es von den Größeren oder brachten es sich selbst bei.

Den Laden im neuen Haus übernahm nach der Hochzeit das junge Paar, Marias Eltern.

Dieser Laden war größer und schöner als der alte, er besaß schon zwei Schaufenster und einen separaten Eingang. Die Mutter versorgte den Laden, der von morgens früh bis abends um zehn geöffnet war.

Nacheinander wurden die drei Mädchen – mit Maria als der Ältesten – geboren.

Der Vater, der unten im Haus seine Werkstatt hatte, war meistens schnell zur Stelle, wenn die Mutter im Laden Unterstützung brauchte. Auch die Oma half oft. Sie war der ruhende Pol für die Kinder, konnte gut erzählen und brachte den Mädchen vieles bei.

Ihr Laden war nicht der einzige im Ort. Für 700 Einwohner gab es damals sieben solcher kleiner Läden, eine Bäckerei und einen Metzger.

Außerdem fünf Wirtshäuser: den Ochsen, die Krone, den Löwen, den Adler und den Anker.

Maria kam 1939 in die Schule. Es gab die Unterklassen (die 1.-4. Klasse) in der alten Schule, der heutigen Druckerei, und die Oberklassen 5 bis 7 in der neuen Schule, der heutigen Verwaltungsstelle. Meist wurden zwei Klassen zusammen unterrichtet. Fürs Schwätzen oder anderen Ungehorsam gab es Tatzten mit dem Stöckchen, das brachte wieder Ruhe ins Klassenzimmer.

Bis 1934 gehörte Unterriexingen zum Oberamt Vaihingen. Auch nach der Neuordnung führten viele Erledigungen noch dahin. Maria begleitete die „Schmieds-Großmama“ manchmal zu Fuß durch die Flur, um Besorgungen oder Besuche zu machen. Ein weites Stück Weg. Aber wenn die Großmutter von früher erzählte, war es gleich viel kurzweiliger.

Neben dem Laden, der ca. 17 Quadratmeter groß war, befand sich ein kleines Ladenstübli – der eigentliche Ort, an dem Maria und ihre zwei Schwestern aufwuchsen und in dem sie nebenher von der Mutter beaufsichtigt werden konnten.

Das Sortiment des Ladens hatte sich seit der Übernahme nicht gravierend verändert. Essig wurde in Fässern, Öl im Kanister gelagert und in Flaschen gefüllt, die die Kundinnen mitbrachten. Salz, Zucker, Grieß, Reis und viele andere Lebensmittel wurden in Schubladen aufbewahrt, wie man sie, nur kleiner, aus Spielzeugkaufäden kennt. Manche Teigwaren bezogen sie von der kleinen Teigwarenfabrik Frick am Ort. Mit dem Leiterwägle holten die Kinder die in Kartons lose verpackten Nudeln herüber.

Die Auswahl an Süßigkeiten und Schokolade war noch nicht groß. Manchmal fiel etwas für die Kinder ab, vor allem, wenn es „Bruch“ gab. Milch und Milchprodukte wurden im Milchhäusle verkauft.

Die Schaufenster waren gleichzeitig das Lager für Stoffe und Wäsche. Es gab verschiedene Hemdenstoffe, hell und dunkel, glatt und Flanell, Kleiderstoffe für Frauen in zwei oder drei Farben und Qualitäten, Wäschestoffe und später Vorhangstoff.

Die älteren Frauen trugen in der Regel noch lange dunkle Röcke mit anliegenden Blusen. Darüber eine gestreifte Schürze.

Schürzen trugen auch die Kinder, um die Kleider zu schonen, damit sie die jüngeren Geschwister noch tragen konnten. Wenn sie von der Schule heimkamen, mussten sie die Schulkleidung gegen ältere Sachen tauschen, damit diese sauber blieb.

Die „Kirbe“ in Unterriexingen fand im Unterschied zu den Kirben in anderen Orten am ersten Sonntag im Mai statt; sie hieß deshalb „Kuckuckskirbe“. In der Schlossstraße waren verschiedene Fahrgeschäften wie Kettenkarussell, Kinderkarussell, Schießbude und einige Verkaufsstände aufgebaut. Auch ortsansässige Geschäfte boten ihre Waren an.

Die Wirtschaften luden zum Tanz ein, das Ganze war wie ein buntes Volksfest.

Einmal im Jahr fuhren sie mit der Mutter zur Patin nach Stuttgart, besuchten den Killesberg, sahen die Gartenschau – Ausflüge in die große weite Welt, die etwas Besonderes waren.

Die Anfahrt schon hatte es in sich: Nach Markgröningen wurde marschiert, von dort aus ging es mit dem Zügler nach Ludwigsburg. Dann mit dem Vorortzug weiter bis Stuttgart. Schon die Fahrt war ein Erlebnis!

Von Urlaub wussten sie nichts. Der Laden war das ganze Jahr hindurch offen – und im Sommer gab es genügend Arbeit in der Landwirtschaft und im Weinberg, den der Vater von seinen Eltern übernommen hatte.

Dann kam der Krieg, vieles veränderte sich. Der Vater wurde dienstverpflichtet und musste nun außerhalb zur Arbeit. 1942 wurde er zur Wehrmacht eingezogen.

Im Dezember 1943, nach einem kurzen Fronturlaub, sahen sie ihn zum letzten Mal. Er fiel im Januar 1944 in Frankreich.

Das Haus war zum „Weiberhaus“ geworden, in dem die Großmutter, die Mutter und sie, die drei Schwestern, zusammenlebten. Die Großmutter hatte die obere Wohnung. Zwei ihrer Enkelinnen schliefen bei ihr. Aber wenn es gewitterte, legte sie Wert darauf, dass die Mädchen sich schnell anzogen und hinunter zur Mutter gingen.

Fließendes Wasser war schon seit Jahrzehnten in den Häusern. Bei großer Trockenheit aber drehte man den Hahn vergeblich auf – dann war es gut, dass es noch die Ortsbrunnen gab. Sie besaßen schon eine

geräumige Waschküche und eine große verzinkte Badewanne. An Waschtagen wurde der große Kessel in Betrieb gesetzt und die Wäsche gekocht. An den Badetagen wurde so auch das Badewasser und damit auch die Waschküche erwärmt.

Später wurde eine Waschmaschine angeschafft, die das Waschbrett und den Stempel ablöste. Auch eine Schleuder erleichterte bald die anstrengenden Großwaschtage.

Je länger der Krieg dauerte, umso schwieriger wurde die Versorgung. Die Einwohner bekamen Lebensmittelkarten, beim Einkauf wurden die entsprechenden Marken abgeschnitten. Abends klebten sie die sortierten Marken auf Papierbogen und brachten sie aufs Landratsamt. Dort wurden sie gegen Bezugsscheine eingetauscht, die dann an Lebensmittelgroßhändler weitergegeben wurden, die dafür Waren lieferten. Oft mussten sie, die Mädchen, diese Gänge nach der Schule erledigen, weil die Mutter keine Zeit hatte.

Nachts gab es immer häufiger Fliegeralarm. Durch den nahen Feldflugplatz an der Straße nach Großsachsenheim waren die Unterriexinger besonders gefährdet. Je nachdem, wie lange sie nachts im Luftschutzkeller saßen, gingen sie morgens erst ein oder zwei Stunden später in die Schule.

1943 wurde ein Flugzeug überm Ort abgeschossen. Die Trümmer waren überall verstreut, auch bei ihnen im Garten lag ein Teil des Flügels.

Bei einer Schulwanderung wurden sie eines Tages auch von Feindfliegern überrascht. Der Lehrer schrie, sie sollten Deckung suchen. Alle rannten los, versteckten sich unter Bäumen und im Gebüsch und zogen die Köpfe ein, bis das Dröhnen in der Luft in der Ferne verschwunden war.

Der Alltag im Ort ging weiter, er wurde von den Jahreszeiten und den jeweiligen Feldarbeiten bestimmt. Viele Väter, Söhne, Brüder waren an der Front oder bereits gefallen, ihre Arbeit mussten nun die Frauen und Kinder mit übernehmen.

Man hörte von Gefangenen, man hörte vom „KZ“, das in der Nähe eingerichtet worden war. Aber man erfuhr nicht viel davon, was die KZ-Häftlinge aus dem Lager an der Enz (Richtung Oberriexingen, an den Weinbergen am Berghang zu Untermberg) eigentlich taten.

Einige Nachbarn wollten wissen, dass dort Stollen für die Verlagerung von Teilen der Rüstungsproduktion angelegt würden. Aber das alles war geheim – und deshalb gefährlich. Die KZ-Häftlinge wurden streng bewacht, wenn sie zur Arbeit durch den Ort zogen, man hatte im Alltag weder mit ihnen noch mit den Wachleuten zu tun.

Einige aus dem Ort wagten es, den Gefangenen heimlich Lebensmittel zuzustecken. Dann stand plötzlich ein Topf mit gekochten Kartoffeln oder einen Korb mit Äpfeln oder Brot neben dem Scheunentor, wo sie die Geräte holen mussten...

Als sich der Krieg dem Ende näherte, wurde von verbliebenen Einheiten der Wehrmacht und einzelnen Gruppen des Volksturms noch erbittert Widerstand geleistet. Granateinschläge forderten zwei Todesopfer, zwei Häuser brannten ab.

Die Deutschen, die ihre Stellung auf dem Hohberg noch hielten, forderten die Unterriexinger zum Verlassen des Dorfes auf, als sich die Alliierten näherten. Sie sollten sich im Stollen verstecken.

Besonders die älteren Leute zögerten, als die strenge Anweisung kam, umgehend ein paar Nahrungsmittel, warme Decken und Kleidung zusammenzupacken und im Dunkel über die Enz zum Stollen zu gehen. Marias Mutter war die Letzte, die über die Enzbrücke konnte, nach ihr wurde die Brücke gesprengt, um den vorrückenden Franzosen den Zugang zu nehmen.

Die Stollen boten Platz für mehrere Hundert Leute. Der Boden und die Wände waren feucht und schmutzig. In der Mitte lagen die Gleise für die Bauwagen, die den Abraum nach draußen gebracht hatten. In Abständen brannten nackte Glühbirnen, die den niedrigen Raum notdürftig beleuchteten.

Die Menschen saßen und lagen dicht beieinander und harrten der Dinge, die kommen würden. Sie richteten sich notdürftig ein, breiteten die Decken aus, verzehrten die mitgebrachten Lebensmittel und hörten auf die Geräusche von draußen. Wie lange würde man in den kalten, feuchten Stollen aushalten müssen?

Abends hörten sie, wie das zurückgelassene Vieh brüllte. Es brauchte Futter, und die Kühe mussten gemolken werden.

Etliche Männer setzten nachts mit dem Kahn über den Fluss, zogen sich an einem gespannten Seil durch die Dunkelheit, bis sie das andere Ufer erreichten.

Einige Stunden später kehrten sie auf gleichem Weg zurück, brachten frische Milch für die Kinder, Vorräte und Nachrichten mit. – Der Ort stand noch, er lag menschenleer, von den Besatzern war nichts zu sehen. Es ging mehrere Tage und Nächte so weiter. Dann wurden die ersten ungeduldig.

Eine ältere Verwandte Marias hielt es in der Dunkelheit und Ungewissheit nicht länger aus. „Ich gehe zurück!“, verkündete sie. Nach kurzem Überlegen schlossen sich ihr weitere Frauen an.

Nach und nach, unter Ausnutzung der Dunkelheit und der Feuerpausen, waren sie alle wieder im Ort. Einige Zeit wohnten sie noch im Keller. Mit ihnen auch einige Nachbarn und Verwandte, weil sie den sichersten und trockensten Keller hatten.

Dann kamen die Franzosen und bezogen im Schloss Quartier. Sie durchsuchten alle Häuser, um deutsche Soldaten aufzuspüren. Einige der Uniformierten waren dunkelhäutig; vor allem die Frauen hatten Angst vor ihnen.

Was die Besatzer zum Leben brauchten, holten sie sich aus den Häusern und Ställen. Täglich fuhren Militärpatrouillen mit dem Jeep durch den Ort und kontrollierten die Einhaltung der Ausgangssperre.

Dann lösten die Amerikaner die Franzosen ab. Nun sahen die Unterriexinger zum ersten Mal schwarze Menschen. Aber allmählich verlor man die Angst vor den Besatzern, sie gehörten bis 1947 zum alltäglichen Leben im Ort, hatten ihre Verwaltung im Schloss eingerichtet. Manchmal warfen sie im Vorbeifahren Schokolade und Kaugummi aus ihren Jeeps – bei den Kindern sehr begehrt.

Verwundeten und Gefangene kehrten aus dem Krieg und aus den Lagern zurück – aber längst nicht in allen Familien saß die Familie nun wieder vollzählig am Abendbrottisch.

Und auch mit dem „Aufgetischten“ war nichts mehr so wie früher.

Einige der Ladenbetreiber, die ihre Läden wegen fehlender Ware schon in den letzten Kriegsmonaten zugemacht hatten, machten ihr Geschäft nun gar nicht wieder auf. Wozu denn! Die Versorgung blieb schlecht. Nach wie vor fehlten Lebensmittel und sonstige Waren. An manchen

Tagen gab es nur Salz und Streichhölzer, die auf die hingehaltenen Marken verkauft werden konnten.

Im Laden bei Schützes stand noch ein Karton halbvoll mit Würfelzucker, den die Mutter sorgsam aufgespart hatte. Es war so ziemlich das Einzige, was es im Laden noch gab. Nun durften Maria und ihre Schwestern zugreifen, denn mit diesem halben Karton war kein Laden mehr zu machen ... ginge es überhaupt weiter?

Die Mutter zögerte nicht lange, als ihr die Alliierten eines Tages anboten, dass sie auf dem Militär-LKW mitfahren könnte, um im Umland Waren zu besorgen.

Allmählich erweiterte sich ihr Angebot wieder, und immer sprach sich schnell herum, wenn es etwas Besonderes gab. Alles auf Bezugsschein und für Lebensmittelmarken. Bis 1948 blieb es dabei. Auch etliche Umsiedler gehörten nun zu den Kunden.

Der Schulunterricht begann schon wenige Wochen nach Kriegsende wieder. Einige der Stuttgarter Mitschüler, die während des Krieges von ihren Eltern vorsorglich in den vermeintlich vor Bombardements sichereren kleinen Ort gebracht worden waren, blieben bei ihnen, hatten sich an die kleine Schule gewöhnt.

Auch Marias Familie erhielt nun häufiger Pakete mit kleinen Kostbarkeiten und Kleidung aus den USA, wohin die Schwester und der Bruder der Mutter als sehr junge Leute ausgewandert waren. Nicht nur sie. Auch andere junge Leute aus dem Ort und der Region hatten sich in den 20er Jahren mit dem Schiff auf den Weg über den Ozean gemacht, um sich dort eine Existenz aufzubauen. Viele hatten es geschafft, konnten den deutschen Verwandten nun helfen, kamen auch bald wieder zu Besuchen in die alte Heimat.

Als 14-jähriges Mädchen musste Maria nach dem Unterricht regelmäßig im Laden helfen. Zwischendurch hat sie an ihrer Aussteuer gestickt, Wäsche gebügelt, auch mal lesen können.

Viel Zeit aber blieb nicht.

1947 wurde sie konfirmiert. Und die Schule lag hinter ihr. Wie würde es für sie nun weitergehen? Es war damals nicht ihr Wunsch, den Laden weiterzuführen. Und es gab ja auch die zwei jüngeren Schwestern, die die Mutter dort unterstützten.

Sie besuchte die Privathandelsschule in Stuttgart, arbeitete dann 1950 ein Jahr lang in der KKH Ludwigsburg. So wichtig die Erfahrungen auch waren und so gut es auch tat, ein Stück aus Unterriexingen herauszukommen – der Verdienst und der Anfahrtsweg standen in keinem Verhältnis zum Fahrgeld und den langen Arbeitstagen. Sie wurde – als die Schwestern eine Ausbildung begannen – auch wieder im Laden gebraucht.

Bei einer Hochzeit im Sommer 1949 lernte sie einen jungen Mann kennen, der Kirchführer einer Cousine aus den USA war. Maria wiederum ging an der Seite eines Cousins aus den USA zur Kirche.

Der Brautführer, der aus einem Nachbarort stammte, tauchte in der Folgezeit immer häufiger in Unterriexingen auf; nun nicht mehr nur, um seinen Verwandten im Weinberg zu helfen, sondern auch, um Maria wieder zu sehen.

Auch sie sah ihn gern – und mit der Zeit immer öfter, immer lieber.

An eine Motorradfahrt mit ihrem „Stahlformbauer“ zur Solitude erinnert sie sich – vielleicht haben sie da auch zum ersten Mal über Heiraten gesprochen?

Die Hochzeit jedenfalls fand dann im Frühjahr 1953 statt – zwei Monate, nachdem die Großmutter gestorben war. Maria war gerade mal 20 Jahre alt.

Ihre fünf Kinder kamen zwischen 1954 und 1965 in rascher Folge.

Und auch am Laden wurde ständig um- und angebaut. Das erste Mal 1951, dann 1958 und 1966 wieder. Der vorerst letzte, sehr umfangreiche Umbau erfolgte 1983.

Etlche USA-Reisen in diesem arbeitsreichen Leben gab es – die erste 1970 zur Cousine nach New York. Und bei großen Familienfesten in Unterriexingen – so bei der goldenen Hochzeit der Schützes am 7.3. 2003 – war auch die Cousine dabei. Die spricht ein waschechtes „Unterriexinger Deutsch“, obwohl sie mit Englisch aufgewachsen ist! Denn in den Familien der Deutsch-Amerikaner wurde in der Fremde



weiterhin deutsch gesprochen. Man sang die Heimatlieder, telefonierte mit den Verwandten drüben ...und so beherrschen nun auch manche aus der nachgewachsenen Generation neben ihrem US-Englisch ein perfektes Unterriexinger Schwäbisch!

Andere, so Marias Onkel, der in den USA ein Elektrogeschäft aufgebaut hatte, lernten so gut wie kein Wort Englisch – und führten ihr Geschäft trotzdem erfolgreich.

Die Mutter hat bis 1972 noch mit im Laden geholfen. Und wie sie selbst als Kind, erlebten auch Marias Kinder, wie drei Generationen in Haus und Laden zusammenlebten und der tagtägliche Kontakt mit Kunden, an dieser zentralen Stelle im Ort, den Alltag prägt.

Längst steht nun die nächste Generation im Laden, freundlich und umsichtig, wie man es von der Mutter, von der Großmutter, der Urgroßmutter kannte. Inzwischen als „Edeka“-Geschäft geführt, vom Standort her ein wenig verlagert, innen und außen völlig verändert, modern jetzt und mit anderen Kunden, anderem Sortiment, bewahrt der Laden trotz allem noch Erinnerungen an die Zeit seiner Eröffnung 1892, als eine Vorfahrin Marias zum ersten Mal hinter der Ladentheke stand.

Der Blick nach draußen, auf die Dorfstraße.

Und unser zu flüchtiger Blick hinein in eine Lebens- und Ladengeschichte - die ja weitergeht!



Ein Gestalter

Claire Beyer über Gerhard Schmid

Ihn über seinen Beruf zu befragen, heißt, das Wort Berufung zu verstehen. Er hat, soweit er sich zurück erinnern kann, gestaltet. Als Kind mit Bausteinen. Alle Kinder spielen mit Bausteinen, möchte ich entgegenen, aber da greift er schon tiefer: Häuser habe er gebaut, Möbel entworfen und ausgearbeitet (mit 2-er Bausteinen), ganze Salons ausgestattet – nicht Zimmer, es sollten Salons werden. Und in allen Phasen seiner Kindheit habe er Pläne gezeichnet. Immer von Häusern oder Räumen mit Gegenständen darin, die er so nachbaute, dass die Zimmer und Gebäude in der ganzen Schönheit



vor ihm auftauchten und seine Arbeit für diesen Tag beendet werden konnte. Vermutlich wird keine noch so ausgeklügelte virtuelle Software an jene Phantasieprodukte heranreichen.

Die Schreinerlehre nach der Schulzeit war die erste Etappe. Holz lebt, atmet, ist biegsam aber auch störrisch, bricht und splittert. Der Umgang damit muss mühsam erlernt werden und die Träume vieler scheitern daran. Seiner, Architekt zu werden, nicht. Nach bestandem Abschluss schenkt er sich eine Reise nach Dinkelsbühl und Rothenburg, fährt alleine dorthin, schaut und staunt, möchte wissen, wie es im Inneren dieser mittelalterlichen Kleinode, wie er die Häuserzeilen nennt, aussieht. Die Liebe zur historischen Wohnkultur, zur Kunstgeschichte insgesamt, findet er in diesen Tagen, sie wird ein Teil seines Lebens. Ein Teil. Der

andere bleibt das Entwerfen und Gestalten. Das Studium der Architektur folgt seiner Lehrzeit.

Wie sieht sich der Architekt Gerhard Schmid? Oberste Pflicht eines Architekten sagt er, sei ein solides Haus zu bauen. Eines, bei dem keine Bauschäden entstünden, wo die Kosten eingehalten würden und natürlich auf die Wünsche der Bauenden eingegangen würde; die Selbstverwirklichung des Architekten dürfe kein Thema sein. Der Markgröninger Architekt Kurt Burkhardt habe das einmal so formuliert: „Wir bauen Häuser, damit die Menschen darin ein glückliches und friedliches Leben führen können“.

Hat die Alltagsarbeit den Traum zerstört? Nicht zerstört, aber sie nagt daran. Noch vor nicht allzu langer Zeit wurde für ein Einfamilienhaus eine Bauzeit von einem Jahr oder mehr angesetzt, inzwischen soll es von der Planung bis zum Einzug in acht bis zehn Monaten fertig gestellt sein. Alles leide unter diesem Zeitdruck, nicht nur die Qualität.

Ein Schloss, ein Gutshof, ein Wolkenkratzer. Wenn er sich einen Auftrag wünschen dürfte, welchen würde er wählen? Der Wolkenkratzer wird von vorneherein ausgeschlossen. Nur kurz ist die weitere Überlegung, dann nennt er den Gutshof und während er die Entscheidung begründet, entsteht allein dadurch das Anwesen. Er verbindet, im Stile der Bauhaus-Philosophie, historische Elemente mit modernen. Geschwungene Balkone mit Dachkonstruktionen, Erker mit Flächen. Bald kehrt in den Hof das Leben ein und ich verstehe sein Bemühen, Form durch Reduktion zu erzeugen und Schlichtheit mit Qualität zu begründen.

In Markgröningen geboren, aufgewachsen und geblieben. Die Frage, ob er hier verwurzelt sei, beantwortet er mit: „Ja, unbedingt“. Die Familie war immer hier, die Wurzeln sind also tief, Jahrhunderte alt. Alles sei überschaubar, der Innenkern wunderschön, die Natur rundherum habe großen Erholungswert. Und nicht zu vergessen, dass hier am Marktplatz sein Haus stehe, mit einer Wetterfahne darauf. So wollte er es seit seiner Kindheit. Eben Heimat? Ja, im besten Sinn des Wortes.

Eine andere Heimat aber ist Rom. Ewig ziehe es ihn dort hin, wie Goethe eben. Die Wärme, der Menschenschlag, das pulsierende Leben und natürlich die vielen kunstvollen Bauten und Plätze, die Brücken, das Licht, die Farben. Er erzählt temperamentvoll von seinen vielen Reisen nach Italien und freut sich auf die, die noch folgen. Rom berge noch viele Sehenswürdigkeiten, auch jene, die in keinem Reiseführer stünden.

Rom ward nicht an einem Tag erbaut!
Markgröningen auch nicht, lacht er, das haben beide Städte gemeinsam.

Erinnerungen an acht Jahrzehnte Leben

Kathleen Clancy und Hariet Müller über Johanna Bayha

Erst gestern hat sie Zuckerstücke auf die Fensterbank gelegt – natürlich für den Storch. Und jetzt ist es auch schon passiert! Richard, der Bruder ist da! Die kleine, erst sechseinhalb Jahre alte Johanna Bayha schmeißt vor lauter Aufregung den Eimer mit dem Schweinefutter um. Ein Brei aus heißem Wasser, Kleie und zermanschten Kartoffeln spritzt auf den Küchenboden.



Nun sind schon 79 Jahre vergangen. Aber wenn Frau Bayha kleine Episoden aus ihrer Kindheit einfallen, erzählt die 85-Jährige, als ob das erst gestern gewesen wäre.

Mit freundlicher Stimme bittet sie uns in ihre mit Bildern und selbst gehäkelten Vorhängen ausgestattete Wohnung.

Während sie Sprudel aus der Küche holt, schauen wir uns neugierig im Wohnzimmer um. Sofort fällt uns ihr Klavier ins Auge.

„I han no nie guat Klavier spielä könnä, nettemal a Oktav konnt i greifä.“ – Langsam fängt sie an zu erzählen.

Am 18. Mai 1918 wurde Johanna Bayha, Tochter von Theodor und Martha Bayha, in Markgröningen geboren. Sie wuchs auf einem Bauernhof am Esslinger Tor auf, den ihre Eltern betrieben, und erlebte eine glückliche und behütete Kindheit. Die Mutter war für die Kinder, die Tiere und den Haushalt zuständig und musste dem Vater außerdem bei der Feldarbeit helfen. Das hieß Futter holen, hacken, Getreide ernten, die Garben dann mit der Heugabel auf den Erntewagen laden.

Der Vater war die Autorität in der Familie, dabei war er gar nicht autoritär. Es herrschte auch immer ein inniges, gutes Verhältnis zwischen Tochter und Vater, nie hatte sie das Gefühl, weniger zu gelten als der Bruder. Natürlich gab es auch kleine Streitereien zwischen Richard und ihr, so einmal, als der kleine Bruder ihren allerdings schon ausgedienten Puppenwagen benutzte, um im Hof Steine zu transportieren. Das gefiel ihr dann doch nicht! Sie liebte ihre Puppen, und wenn ihr „Fritzle“ mal hingefallen war, verklebte sie „Schrammen“ an den Füßen und Knien der Puppe mit Leukoplast.

Das „Fritzle“ gibt's noch immer, obwohl auch diese Puppe nun schon über 80 Jahre alt ist - und einen erneuerten Kopf hat. Fritzle trägt aber noch immer die Sachen, die die Mutter einst gehäkelt hat, und an einigen beschädigten Stellen sind auch noch immer Pflasterstreifen und Verbände...

Besonders wichtig waren der kleinen Johanna ihre Bilderbücher. Als sie später dann lesen konnte, las sie viel und überall, nahm manchmal ein Buch auch mit aufs Klosett. Nicht weil es verbotene Literatur war, sondern weil sie in dieser Zeit hätte im Haushalt helfen sollen.

Mit vier Jahren kam sie in die Kinderschule im Spital - zu Schwester Friederike. Die energische Schwester hatte mit 100 Kindern alle Hände voll zu tun. Damit beim Vesper nicht gar zu viel Krach aufkam, bekamen die Buben und Mädchen von ihr ein „Schlösschen“ auf den Mund. Das half, zumindest eine Zeit lang.

An diese Kinderschulzeit erinnert sich Johanna Bayha besonders gern. Das verrät ihr Lächeln beim Erzählen.

Mit nicht ganz sechs Jahren begann für sie dann die eigentliche Schulzeit. Sie sagt, sie sei immer gern in die Schule gegangen. In den Klassen 1-4 wurde sie von verschiedenen Lehrerinnen unterrichtet. Der Unterricht für insgesamt 14 Buben und acht Mädchen fand in der Deutschen Schule (heute Evang. Gemeindehaus), in der 5. Klasse in der Spitalschule bei Herrn Scholderer, in der 6. Klasse wieder in der Deutschen Schule statt.



Johanna Bayha mit den Eltern

In der heutigen Helene-Lange-Schule befand sich damals das Lehrerinnenseminar mit einer seminareigenen Übungsschule (ebenfalls Volksschule), in der die angehenden Lehrerinnen ihre Unterrichtsversuche machten. Die einzelnen Klassen waren zahlenmäßig kleiner als die in der Volksschule in der Stadt. Zu Beginn des 7. Schuljahres war die Klasse in der Seminarübungsschule durch Wegzug oder Wechsel in höhere Schulen so ausgedünnt, dass sie nur noch aus drei Mädchen bestand. Es gab aber eine Bestimmung, wonach in diesem Fall alle Mädchen des Jahrgangs in die Seminarübungsschule wechseln mussten, damit der Unterricht auch in der Oberklasse dieser Schule gewährleistet war. Diese Entscheidung traf die Klasse von Johanna Bayha zunächst hart. Die Buben quittierten sie mit Hohn und Spott. „Seminarspatzen“ oder „Seminarfratzen“ wurden die Mädchen beschimpft. Und auch der Lehrer tat seinen Unwillen vor der Klasse kund. Aber nachdem der

Wechsel vollzogen war, glätteten sich die Wogen bald. Johanna Bayha sagt heute: „Dort habe ich meine schönste Schulzeit erlebt!“ Sie besitzt auch noch ihr Aufsatzheft aus jener Zeit. Aufsatzthemen waren u.a.: „Wie man Most bereitet“ oder „Kauft deutsche Ware“.

Sie erinnert sich auch noch gut daran, dass die Familien sich abends gegenseitig besuchten. Ein festes Ritual, das „Vorsitz“ genannt wurde. Man zog die besseren Kleider an, wenn man „auf Vorsitz“ ging. Kinder ebenso wie Erwachsene freuten sich auf diese Zusammenkünfte; man saß gemütlich zusammen, es wurde viel erzählt.

Die Schulpflicht betrug damals sieben Jahre und endete mit der Konfirmation. Für die Jungen begann danach die Lehre, die Arbeit in einer Fabrik oder auf dem elterlichen Bauernhof. Die Mädchen aber hatten in der Regel nur die Wahl zwischen Mithilfe in der elterlichen Landwirtschaft oder Arbeit in der Fabrik. Johannas Vater jedoch wollte, dass seine Tochter einen Beruf erlernte. Das Beispiel seiner zwei ledigen Schwestern vor Augen, die wirtschaftlich immer von Angehörigen abhängig blieben, war es ihm wichtig, dass seine Tochter jederzeit auch auf eigenen Füßen stehen könnte.

Für sie bot sich die Ausbildung im Markgröninger Lehrerinnenseminar an. Nur fanden in der Zeit ihres Schulabschlusses leider schon keine Aufnahmen mehr statt – das Lehrerinnenseminar wurde kurz darauf aufgelöst. An seine Stelle trat im 3. Reich die nazistisch geführte Aufbauschule.

Auf Rat ihres Klassenlehrers Dr. Heckel besuchte Johanna Bayha deshalb die Höhere Handelsschule in Ludwigsburg und machte dort die mittlere Reife.

Im Oktober 1934 begann sie ihre berufliche Tätigkeit bei der Stadt Markgröningen. Sie musste die Briefe des Bürgermeisters in Stenogramm aufnehmen und dann mit der Schreibmaschine schreiben. Da kein in der Höhe verstellbarer Stuhl zur Verfügung stand, holte sie sich aus dem Standesamt ein großes, dickes Buch, das so genannte Familienregister, als Stuhlaufgabe. So sparsam war die Stadtverwaltung damals ... und so ideenreich musste man selber nach Lösungen suchen.

Schon damals spielte die evangelische Religion eine wichtige Rolle in ihrem Leben. Ihre lebendige Beziehung zu Jesus begann mit 12 Jahren, als sie zwei Jahre lang am Konfirmationsunterricht teilnahm.

Am Tag ihrer Konfirmation war sie sehr aufgeregt und hatte Angst, die an sie gerichteten Fragen aus dem Konfirmandenbüchlein, die sie auswendig laut vor der Gemeinde beantworten musste, nicht mehr zu wissen und stecken zu bleiben. Bei der Einsegnung aber überkam sie eine große Ruhe und ein Gefühl der Geborgenheit. Alles klappte dann wie am Schnürchen, und überglücklich nahm sie die vielen Geschenke in Empfang: Kettchen, Briefpapier, Taschentücher und silberne Löffel.

Nach der Konfirmation ging sie auf Einladung von Stadtpfarrer Kalchreuter in den sog. Jungfrauenverein (später Mädchenkreis). Pfarrer Kalchreuter war ein großer Naturfreund und unternahm mit den Mädchen am Sonntagnachmittag viele Wanderungen in die nähere Umgebung. So ging es z.B. zur Schlüsselburg, zum Siegfriedsfelsen, in den Rotenackerwald, zum Muckenschupf und ins Siegental. Das war für Johanna Bayha ganz neu und sehr schön, denn ihre Eltern mussten sich sonntags von der Feldarbeit ausruhen und konnten daher mit ihren Kindern keine großen Ausflüge machen.

Das Singen mit der Mädchengruppe übernahm Fräulein Reiner. Johanna Bayha hat in ihrer Jugendzeit und auch später immer viel Freude am Singen gehabt. Auch zu Hause wurde gesungen, und der Vater spielte manchmal Klavier.

Im Sommer 1938 nahm sie an einer evangelischen Jugendfreizeit im Kleinwalsertal teil. Als die Mädchengruppe am Stuttgarter Hauptbahnhof eintraf, wurden sie von ihrem Leiter angewiesen, sich im Zug zu verteilen, um auf keinen Fall als Gruppe aufzufallen, da die Freizeit sonst möglicherweise von der Gestapo aufgelöst werden würde.

In der Herberge angekommen, stellte sich heraus, dass sie dort nur die Bibel lesen und singen durften. Bergwanderungen waren nicht gestattet, und das, obwohl viele von ihnen zum ersten Mal in den Bergen waren.

Nach einigen Tagen wagten sie es dann aber doch! Nachdem ihnen der Wanderweg beschrieben war, wurden sie angewiesen, von der Hütte aus immer zu zweit im Abstand von etwa zehn Minuten aufzubrechen. Oben auf dem Berggipfel trafen sie dann wieder als Gruppe zusammen, und

hier konnte ihnen nun nichts mehr passieren, weil die Gestapo hier nicht hinkam! Da erst sangen sie fröhlich und laut und waren dankbar dafür, dass die Freizeit ungestört und mit diesem Höhepunkt zu Ende gehen konnte.

Die Jahre vor dem 2. Weltkrieg sind in der Erinnerung von Johanna Bayha eine fröhliche, unbeschwerte Zeit. Sie hatte ihre gute Freundin, mit der sie in den Mädchenkreis ging und über alles reden konnte. Die Freundin von damals ist noch immer ihre Freundin, sie heißt Dora und lebt seit vielen Jahren in Waiblingen.

Johanna Bayha hat nicht geheiratet und konnte deshalb auch keine Familie gründen. Dabei hätte sie gern Kinder gehabt.

Mit ihrem Bruder und seiner Familie, mit denen sie in den sechziger Jahren auch zusammen gebaut hat, bestand immer und besteht noch ein gutes Verhältnis.

Inzwischen sorgt auch die neue Generation von Großneffen und Großnichten dafür, dass Johanna Bayha, die auch heute noch Auto fährt, wenn auch nicht mehr gern längere Strecken, am Leben der Gemeinde und den Entwicklungen draußen beteiligt bleibt.

Sie kennt viele Leute, sie hat viel erlebt.

1939 kündigte sie ihre Stelle als Schreibgehilfin im Rathaus, um sich mit etwas Anderem zu beschäftigen und endlich Kochen und Nähen zu lernen. Sie verbrachte ein halbes Jahr mit ihrer Familie zu Hause. Ein halbes Jahr, das schwer und wichtig zugleich war.

Die Schwester des Vaters, die bei ihnen lebte, war sehr krank und lag im Sterben. Dass Johanna diese Zeit an der Seite des Vaters erleben konnte und seine Nähe und die Gespräche mit ihm in diesen Monaten besonders intensiv waren, wurde zu einer Erfahrung für ihr Leben, die sie nicht missen möchte.

Der Vater erkrankte kurze Zeit später selbst schwer, er starb noch 1939 an Magenkrebs.

Da der Bruder nicht Bauer werden wollte und eine Lehre begonnen hatte, wurden die Äcker verpachtet und das Vieh verkauft. Für den eigenen Lebensunterhalt bewirtschafteten sie noch einen Acker mit

Kartoffeln und einen mit Getreide. Die Mutter bekam zu dieser Zeit noch keine Rente.

Die nächsten Jahre waren nicht mit Glück gesegnet – der 2. Weltkrieg brach aus.

Johanna Bayha wurde kriegsdienstverpflichtet, musste wieder im Rathaus arbeiten. Sie leitete hier das Ernährungs- und Wirtschaftsamt, musste u.a. die Lebensmittelmarken und Kleiderkarten austeilen.

Freunde hat sie sich in dieser Position nicht unbedingt gemacht, da sie oft auch Anträge ablehnen musste, die sie gern bewilligt hätte. Ein paar neue Schuhe für ein kleines Kind? Sie hatte oft keine Wahl, wenn das Schuhkontingent erschöpft war.

Etwas leichter wurde es, als der Lehrer Schumacher aus der Volksschule sich bereit erklärte, ihr bei den Entscheidungen über die Anträge zu helfen. Er wurde von vielen als Autorität akzeptiert. Das Abwägen schwieriger Fälle im Gespräch miteinander verminderte die Gewissensqualen. Trotzdem gab es immer wieder schier unlösbare Situationen.

Die ersten Stellungsbefehle kamen während des Schäferlaufes 1939.

Ganz Markgröningen hoffte damals, dass es sich nur um eine Vorsichtsmaßnahme handelte. Aber es war erst der Anfang ...

Johannas Bruder wurde 1942 eingezogen. Sie blieben in ständigem Kontakt, schrieben sich Feldpostbriefe, und die Mutter schickte ihm, wann immer es ging, Feldpostpäckchen mit Lebkuchen. Da sie Bienenvölker hielten und sich der Honig gut zum Backen eignete, waren Lebkuchen auch außerhalb der Weihnachtszeit das passende Gebäck.

Den Krieg erlebte Johanna Bayha wie viele: Man freute sich, als der Polenfeldzug „siegreich“ beendet war und 1940 Holland, Belgien und Frankreich von deutschen Soldaten erobert wurden, aber man trauerte auch mit den Familien, die einen Sohn oder Mann an der Front verloren hatten. Noch hofften die meisten, dass der Krieg schnell zu Ende gehen würde, aber als dann der Angriffskrieg gegen Russland begann und immer mehr Gefallenenmeldungen eintrafen, wurden die Gespräche und Gedanken furchtsamer und man fragte sich, wie dies alles denn ausgehen würde. Als sich dann noch die schweren Luftangriffe auf die Städte verschärften und immer mehr Ausgebombte auch in Markgröningen

Zuflucht suchten, war der Krieg plötzlich auch dem scheinbar so friedlichen Markgröningen sehr nahe.

Johanna Bayha hat auch im Krieg keinen Hunger gelitten, da ihre Familie z.T. Selbstversorger war. Natürlich gab es Einschränkungen, aber es waren vor allem Genussmittel wie Bohnenkaffee und Schokolade, auf die sie verzichten mussten.

Die Mutter war ohnehin eine bescheidene Frau. Wie viele andere wurde auch sie erfinderisch. Da Zucker fehlte, wurde aus Zuckerrüben Sirup gekocht, den man als Brotaufstrich oder zum Backen verwenden konnte. Man tauschte die ausprobierten Rezepte aus, unterstützte sich gegenseitig und nahm Anteil an dem, was den Nachbarn und Bekannten widerfuhr.

Das half, die schwere Zeit zu überstehen.

Mit den engeren Vertrauten konnte man auch seine Gedanken über den Krieg und das herrschende Regime äußern. Ansonsten hieß es: „Achtung, Feind hört mit!“ Johanna Bayha erzählt, dass sie immer Angst gehabt habe, wenn sich der Ortsgruppenleiter in seiner Uniform dem Rathaus näherte. Nie konnte man sicher sein, was er mit seinem Erscheinen beabsichtigte. Angst hatte sie auch bei den schweren Luftangriffen auf Stuttgart, Heilbronn und Pforzheim. Sie verbrachte die Zeit dieser Angriffe im Keller des Rathauses. Sie und die anderen fast nur noch weiblichen Angestellten des Rathauses mussten bei nächtlichem Fliegeralarm von zu Hause weglaufen, um im Falle eines Brandes die Akten zu retten (siehe auch: Markgröningen, Menschen und ihre Stadt, S. 264)

Sie erinnert sich auch daran, wie 1940 in der damaligen Landesfürsorgeanstalt („Anstalt“ genannt), in der „Landarme“ und Behinderte untergebracht waren, ein paar Mal Busse vorfuhren, die die auf einer Liste benannten Insassen abholten. Sie sollten „verlegt“ werden. Der Anstaltsarzt Dr. Umbach und der Anstaltsleiter, Herr Scholder, hatten Widerspruch eingelegt, da die Leute als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft benötigt würden. Aber es war erfolglos. Die Busse fuhren nach Grafeneck – und die Menschen in den sicheren Tod.

Selbst gesehen hat sie es nicht, die „Anstalt“ lag - inmitten von Feldern - ja außerhalb von Markgröningen.

Sie waren sehr betroffen über die Nachrichten und empfanden Wut und Ohnmacht über das, was geschah. Vom Holocaust erfuhr Johanna Bayha erst nach dem Krieg. Was sie selbst mit jüdischen Mitbürgern erlebt hat, ist ebenfalls in „Markgröningen, Menschen...“ abgedruckt (S. 265) Auch ihre Erinnerungen an das Kriegsende und den Beginn der Besatzungszeit sind als ihr Tagebuch dort festgehalten (S. 342)



Gedenktafel für die Euthanasieopfer

Die ersten Nachkriegsjahre waren schwer. Aber Johanna Bayha war wie wohl die meisten Menschen erleichtert und zutiefst dankbar, dass der furchtbare Krieg und der Völkermord aufgehört hatten, dass keine Bomben mehr fielen und man wieder frei atmen konnte. Aber wie würde es nun weitergehen? Und wo blieben die Soldaten, die überall zurückersehnt wurden? Lebten sie noch?

Die Folgen der Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten waren überall zu bemerken. Die Nahrungsmittel wurden knapp, viele Menschen – besonders in den Städten – hungerten.

Sie versuchten, auf dem Land bei Bekannten Lebensmittel zu bekommen.

Johanna Bayha erinnert sich, wie eine Frau aus Stuttgart zu ihrer Mutter kam. Sie war eine Bekannte der Mutter aus deren Jugendzeit und bat um Hilfe. Sie brachte ein Stück Seife mit. Die Mutter konnte ihr wenigstens etwas Mehl und ein paar Eier geben, da sie ja selbst keine Landwirtschaft betrieb.

Das heißt: ein wenig Landwirtschaft betrieben sie doch! So schwierig es auch war – sie fütterten ein Schwein.

Aber als es ans Schlachten gehen sollte und sie, wie es Vorschrift war und weil ihr Haushalt ja nur aus zwei Personen bestand, die Hälfte des Schweins abgeben mussten – da hätte die Mutter „ihr“ Schwein sicher am liebsten versteckt.

Die Hamstergänge waren für die Städter oft sehr demütigend. Sie wurden nicht überall freundlich aufgenommen. Aber viele der Bauern gelangten auch an ihre Grenzen, was sie abgeben konnten. Natürlich gab es auch die anderen ...

Auch der Schwarzhandel trieb seine Blüten.

In den strengen Wintern fehlte auch Johanna Bayha und der Mutter Heizmaterial, sie froren wie so viele und mussten sich Holzlesezetteln besorgen.

Frau Bayha erinnert sich, wie sie mit dem Handwägelchen in den Muckenschupf zum Holzlesen gingen.

Der Zustrom vieler Flüchtlinge aus dem Osten und aus den Flüchtlingslagern hielt an und war auch für die Gemeinden, die sie aufnehmen mussten, ein großes Problem. Viele kamen auch nach

Markgröningen und wurden den Hauseigentümern vom Rathaus aus (Wohnungsamt) zugewiesen.

Die Mutter von Johanna Bayha bekam eine dreiköpfige Flüchtlingsfamilie aus dem Sudetenland zugewiesen. Der alte Mann erzählte später, dass er erst drei Mal ums Haus herumgelaufen sei, ehe er gewagt hätte, um Einlass zu bitten. Er wusste nicht, wie er aufgenommen werden würde. (Diese Erinnerung treibt Frau Bayha noch heute die Tränen in die Augen).

Diese Flüchtlingsfamilie, vorher einfache Bauern, hat viele Jahre lang bei ihr gewohnt. Es war eine gute Hausgemeinschaft. Man half sich gegenseitig.

Viele warteten noch auf die Rückkehr ihrer in Gefangenschaft geratenen Angehörigen. Vereinzelt waren ehemalige Soldaten schon heimgekehrt. Der Bruder von Johanna Bayha wurde nach kurzer Gefangenschaft bei den Amerikanern entlassen und begab sich zu Fuß über die Alb auf den Heimweg. Da Markgröningen in der französischen Besatzungszone lag, wurde er unterwegs gewarnt, dorthin heimzukehren. Trotz Entlassungsschein waren manche der heimgekehrten Soldaten von der Besatzungsmacht wieder in Gefangenschaft nach Frankreich gebracht worden, wo sie Jahre lang blieben.

Aber Richard Bayha wollte trotz aller Warnungen endlich heim, und so wagte er es und kam bis Ludwigsburg. – als er durch Eglosheim lief, sprach ihn eine fremde Frau an. „Landser, wo willst du hin?“ Als er ihr sein Ziel nannte, riet sie dringend ab, weiterzugehen. Er bat dann bei einer Verwandten in Ludwigsburg um Unterkunft, denn Ludwigsburg war amerikanisch besetzt.

Über eine Markgröningerin, die in Ludwigsburg beschäftigt war, konnte er seine Angehörigen verständigen. Die Freude war riesengroß.

Mit einem Handwägelchen brachten ihm seine Mutter und seine Schwester Johanna Lebensmittel und Zivilkleidung an die Grenze zwischen den Besatzungszonen vor Ludwigsburg. Nach einigen Tagen wagte er – mit einer Feldhacke auf dem Rücken, als sei er ein Bauer – den Heimweg. Und es gelang, Gott sei Dank!

In den Gemeinden wurde die Entnazifizierung der Bevölkerung durchgeführt. Etliche, die mit Bestrafung rechnen mussten, versuchten an

Entlastungszeugnisse heranzukommen (sog. Persilscheine), wie sie auch Johanna Bayha ausstellen musste.

Nach der Währungsreform 1948 ging es endlich spürbar aufwärts. Die Leute bekamen Arbeit, es gab wieder was zu kaufen und die Lebensmittelbewirtschaftung hörte nach und nach auf.

Johanna Bayha hatte im November 1945 ihre Arbeit auf dem Rathaus gekündigt.

Zunächst blieb sie eine Weile zu Hause und beschäftigte sich wieder mit Nähen und Haus- und Gartenarbeit. Dann aber tat sich ihr eine neue Beschäftigungsmöglichkeit auf, die ganz in ihrem Sinne war:

Im Frühjahr 1946 wurde anstelle der aufgelösten Aufbauschule wieder eine Lehrerinnenbildungsanstalt Markgröningen eröffnet – und sie übernahm dort die Verwaltungsarbeiten. Das war der Beginn einer sehr schönen Zeit für sie. Sie liebte die Schülerinnen und liebte und verehrte die Lehrkräfte. Mit einigen hat sie noch heute Kontakt.

Bald aber trat wieder eine Wendung ein. Die Lehrerinnenbildung im Land wurde zentralisiert. In Markgröningen lief diese Ausbildung aus – und an ihre Stelle trat wieder ein Staatliches Aufbaugymnasium mit Heim. Johanna Bayha wurde, nachdem sie eine Ausbildung für den mittleren Verwaltungsdienst durchlaufen und erfolgreich abgeschlossen hatte, 1950 in das Kultusministerium versetzt, Referat Lehrerbildung. Als ihr damaliger, von ihr sehr verehrter Chef, Prof. Schweikert, im Jahr 1952 zum Direktor des Pädagogischen Instituts Stuttgart ernannt wurde, folgte sie ihm und übernahm an diesem Institut die Verwaltungsarbeit.

Die Pädagogischen Institute des Landes wurden 1962 zu Pädagogischen Hochschulen. Die PH Stuttgart bekam ihren Sitz in Ludwigsburg, wo Johanna Bayha dann 1966 mit in den Neubau zog. Ihr Weg zur Arbeit war damit kürzer geworden. Sie blieb – zuletzt als Amtsinspektorin im



Vorzimmer des Rektors – bis zu ihrer zur Ruhesetzung 1980 in dieser Einrichtung.

Das neu gebaute Haus haben Johanna Bayha, ihre Mutter und die Familie des Bruders 1965 bezogen, sodass auch die Mutter bis zu ihrem Tod im Jahr 1969 noch die hellen, freundlichen, so ruhig gelegenen Wohnräume genießen konnte. Sie war 30 Jahre lang Witwe gewesen und dankbar dafür, dass sie ihre Tochter bei sich hatte. Und auch für diese war die häusliche Gemeinschaft schön und wichtig, es gab zwischen ihr und der Mutter nie ein „Generationenproblem“.

Frau Bayha blickt auf ein schönes, erfülltes Leben. Sie ist zwar nicht Lehrerin geworden, wie sie das ursprünglich gewollt hat, aber ihre Arbeit im Bildungsbereich und die vielen Kontakte mit jungen Menschen haben ihr Spaß gemacht, ihr Leben bereichert.

Auch privat fühlt sie sich wohl. Neben dem guten Verhältnis zur Familie ihres Bruders mit den zahlreichen Nichten und Neffen und inzwischen schon Großnichten und Großneffen hat für sie auch die ehrenamtliche Tätigkeit für die Evangelische Kirchengemeinde eine große Bedeutung gehabt. Sie war 40 Jahre als Kindergottesdiensthelferin tätig und gehörte 24 Jahre lang – als erste Frau – dem Kirchengemeinderat an.

Auch mit ihren jetzt 85 Jahren ist sie vergleichsweise gesund, kann ihren Haushalt noch selbst führen und hat viel Freude an ihrem Garten mit seinen vielen Blumen.

Ein Leben

Anne Joas und Rahel Österreicher-Lutz über Waltraud Mumme

Als wir das erste Mal zur Besprechung des Projektes trafen wurde die Frage gestellt, ob wir uns eventuell vorstellen könnten, ein Porträt über einen behinderten Menschen zu schreiben. Dies stellte für uns kein Problem dar, da wir im Konfirmandenunterricht schon erste Erfahrungen mit den Menschen aus dem Behindertenheim gemacht hatten.

Vor unserem ersten Zusammentreffen gab uns Frau Gutstein, eine Sozialpädagogin der Einrichtung, erste Einblicke in das Leben von Frau Mumme. Jetzt waren wir gespannt darauf, noch mehr zu erfahren. Eine Viertelstunde später fand dann das erste Treffen statt.

Frau Waltraud Mumme wurde am 14.06.1939 in Stuttgart Feuerbach geboren. Ihr Bruder Karl-Heinz erblickte zwei Jahre später das Licht der Welt.

Drei Wochen nach ihrer Geburt wurde ihre Behinderung festgestellt. Dies äußerte sich in der Form, dass Waltraud keine Reaktionen auf äußere Reize zeigte. So, wie sie abends ins Bett gelegt wurde, lag sie



morgens noch da. Dabei ist unklar, ob es schon bei der Geburt zu Komplikationen kam oder ob sie später aus größerer Höhe hinuntergefallen ist. Dies zog eine Reihe von Operationen nach sich – die ersten acht Wochen nach der Geburt. Wie Waltraud erzählte, konnte sie bis zu einem Sturz aus dem dritten Stock im Alter von drei Jahren weder sprechen noch gut hören.

Da Waltraud während dem 2. Weltkrieg geboren wurde, war vieles sehr schwer. Der Vater wurde nach Russland abkommandiert und die Mutter hatte mit der Wohnungsnot zu kämpfen. Da sie keine Bleibe finden konnte und auf der Straße lebte, musste sie ihre Tochter Waltraud für ein Jahr in ein Kinderheim geben. Als sie schließlich mit Karl-Heinz im zweiten Monat schwanger war, bekam sie eine Wohnung zugeteilt. Jedoch musste sie eines der Zimmer Männern überlassen, die aus anderen Gebieten Deutschlands kamen. An einen dieser Männer kann sich Waltraud noch gut erinnern. Er war immer nur am Wochenende da und sonst auf Montage. Dieser Mann war besonders freundlich und schenkte ihr zu ihrer Einschulung sogar einen Schulranzen.

Die Kriegsjahre sind Waltraud sehr stark im Gedächtnis geblieben, obwohl sie noch sehr jung war. Die zahllosen Bombenangriffe, die vielen Nächte im Bunker, die verdunkelten Fenster zum Schutz vor Fliegerangriffen und das Schlafen in Alltagskleidung. All das gehörte zu ihrem normalen Leben. Obwohl sie nie direkt bombardiert wurden, zersprangen bei ihnen die Fensterscheiben und die Wände bekamen Risse. Damals jedoch konnte Waltraud die Gefahr, in der sie sich befanden, nicht realisieren.

Trotz des Krieges ging es der Familie verhältnismäßig gut. Die Großeltern hatten einen Bauernhof, von wo sie regelmäßig Lebensmittel bekamen. In guter Erinnerung blieb Waltraud das Bauernfrühstück ihrer Großmutter: salziger Maisbrei mit Bratkartoffeln. „Mein Bruder und ich ham immer reingehaun.“ Da die Mutter selbst nähte, mangelte es ihnen auch nicht an Kleidung. 1942 fiel dann der Vater in Kiew, was die Situation für die Mutter zusätzlich noch erschwerte.

Die ersten vier Schuljahre verbrachte Waltraud in der Bismarckschule in Stuttgart-Feuerbach, wie die meisten Kinder aus ihrem Haus. In dieser

Zeit wurde sie mit einem Leiterwagen zur Schule gebracht, da sie bis zu den Hüften eingegipst war und daher nicht laufen konnte. (Man erhoffte sich davon eine Verbesserung ihres Gehvermögens.) In der Schule trug sie dann immer ein Lehrer die Treppen hinauf und legte sie auf ein schräges Holzbrett, damit sie am Unterricht teilnehmen konnte. Mit der Klasse hatte Waltraud viel Glück, da es eine gemischte Klasse, d.h. Kinder mit und ohne Behinderung, war.

Dort lernte sie Lesen und Schreiben, ihre Lieblingsfächer waren Zeichnen und Geschichte. Da sie immer wieder für längere Zeit ins Krankenhaus musste, hatte Waltraud natürlich Schwierigkeiten, dem Unterricht zu folgen. Dies versuchte man auszugleichen, indem die Nichte einer Nachbarin sie regelmäßig im Krankenhaus besuchte und ihr Nachhilfe gab, Ansonsten gab es dort keine Kinderbetreuung oder Vergleichbares, was den Aufenthalt sehr langweilig gestaltete.

Während Waltraud die Schule besuchte, ging ihre Mutter putzen oder versuchte, durch Näharbeiten die magere Kriegswitwenrente aufzubessern und somit Geld für die Behandlung ihrer Tochter zusammenzubekommen.

1950 wanderte die Familie Mummie in die USA aus. Dort lebte die Schwester von Waltrauds Mutter und sie erhofften sich bessere Lebensbedingungen. Nach einem Jahr musste Waltraud allerdings wieder zurück nach Deutschland, weil der Verdacht einer Hirnhautentzündung gegeben war. Eine Freundin der Mutter vermittelte ihr über einen Pfarrer einen Platz in der Anstalt Stetten, wo sie die nächsten 21 Jahre verbrachte. Dieses Erlebnis, im Alter von zwölf Jahren allein nach Deutschland zurückgeschickt zu werden, so weit weg von der Familie, muss für Waltraud sehr schlimm gewesen sein. Noch heute möchte sie über diese Geschichte nicht reden. Dennoch hat sie immer noch einen sehr guten Kontakt zu ihrer Familie, besuchte die Mutter früher auch mehrfach in Amerika und telefonierte noch jetzt mindestens einmal pro Woche mit ihr, die mittlerweile schon stolze 92 Jahre alt ist.

In der Anstalt Stetten ging es zu wie in einem strengen Internat. Waltraud lebte mit zwölf anderen Mädchen in einer Gruppe zusammen und wurde von einigen Erzieherinnen betreut. Die Nächte verbrachte sie mit acht anderen Mädchen in einem Raum, die (bis auf sie selbst) alle

Epileptikerinnen waren. Wegen der „Gefahr“, epileptische Anfälle zu bekommen, galten strenge Vorschriften – und dies pauschal für alle. Deshalb durfte sie auch zum Beispiel nicht allein ein Glas Wasser holen. Einmal pro Woche war Waschtage. Wer es in dieser Zeit nicht schaffte zu baden, musste bis zur nächsten Woche warten.

Man lebte nach einem streng geregelten Tagesablauf: schlafen, essen, Andacht, Schule, essen, Schule, essen, schlafen. Alles war sehr stark von der jeweiligen Erzieherin abhängig – z.B. ob die Mädchen eine Gute-Nacht-Geschichte vorgelesen bekamen. Anfangs störte sie das wenig, später jedoch umso mehr.

Auch mit der Heimsonderschule der Anstalt Stetten war Waltraud nicht zufrieden.

Es gab nur eine Klasse, die „Lernen, Werken, Spielen“ hieß. In dieser Klasse lernte sie so gut wie nichts, da hier vorwiegend Menschen betreut wurden, die geistig nicht so fit waren wie sie selbst.

Nach dem Schulabschluss 1955 arbeitete Waltraud in verschiedenen Heimbetrieben - der Buchbinderei, der Bügelstube und der Küche - für jeweils 6 Wochen. Da sie jedoch nur in der Bügelstube im Sitzen arbeiten konnte, blieb sie die nächsten 17 Jahre dort.

Im Februar 1972 zog Waltraud schließlich aus Platzgründen ins Behindertenheim Markgröningen um. Die Einrichtung wurde zu dieser Zeit von der Bevölkerung noch oft „Exil“ genannt, da sie früher Landarmenanstalt und später Landesfürsorgeanstalt war. Dies war für Waltraud schon ein komisches Gefühl.

Der grundlegende Unterschied zu der Anstalt Stetten war, dass es mehr Freizeit und Selbstbestimmung gab. Anfangs lebte sie in der Abteilung für junge Mädchen mit 28 Plätzen. Hier bewohnte sie ein Doppelzimmer. Als 1986 der Neubau fertig gestellt wurde, zog sie dorthin. Hier waren die Wohngruppen mit jeweils zwölf Plätzen kleiner und Waltraud bekam auch ein Einzelzimmer, was sie als sehr angenehm empfand, da sie mehr Zeit für sich und endlich ihre Ruhe hatte.

Als Waltraud 1972 ins Behindertenheim kam, war die Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) gerade im Aufbau. Wie sie erzählt, war es sehr schwer, Aufträge von außerhalb zu bekommen. Die behinderten Mitarbeiter erhielten einen einfachen Lohn und waren nicht sozialversichert. Dies änderte sich jedoch 1979 mit der staatlichen

Anerkennung der WfbM. Der Schwerpunkt der Arbeit lag und liegt noch heute in den Bereichen Verpackung und Montage. Seit 1999 ist Waltraud in Rente.

In den letzten Jahren hat sich jedoch ihr Gesundheitszustand verändert, so dass sie beispielsweise auf Unterstützung beim Aufstehen angewiesen ist. Dies zu akzeptieren fällt Waltraud sehr schwer, da sie schon ihr ganzes Leben gegen ihre Behinderung ankämpft und sie als sehr belastend empfindet. Sie wünscht sich ein „ganz normales Leben“ in einer eigenen Wohnung, ohne auf irgendjemanden angewiesen zu sein.

Trotzdem fühlt sich Waltraud heute in Markgröningen sehr wohl. Sie fährt zwei Mal pro Woche in die Stadt zur Krankengymnastik. Außerdem hat sie auch Freunde und Bekannte in Markgröningen, mit denen sie regelmäßig etwas unternimmt. Mit ihrem Elektro-Rollstuhl, den sie seit ihrem 60. Lebensjahr hat, ist sie mobil und genießt die Freiheiten, die sich ihr dadurch bieten. Allerdings ist sie auch der Meinung, dass Markgröningen noch Einiges für die Rollstuhlfahrer verbessern muss.

Auch im Heim selbst ist Waltraud sehr aktiv.

Hier besucht sie die Ergotherapie, nimmt am Frei-

zeitprogramm und verschiedenen Projekten teil. Im letzten Jahr z.B. hat sie an einem großen Kunstprojekt zum Europäischen Jahr der Menschen mit Behinderung teilgenommen. Natürlich pflegt sie auch hier verschiedene Freundschaften und setzt sich oft für andere ein. Waltraud interessiert sich außerdem sehr für Politik. Die Bundestagsübertragungen gehören zu ihren Lieblingssendungen im Fernsehen. Darum ist sie auch



zu allen Anlässen gut informiert und weiß darüber hinaus über die Geschichte des Behindertenheims viel besser Bescheid als viele andere.

Das Motto von Waltraud ist: *Man muss aus jeder Situation das Beste machen!* Das trifft sehr gut auf sie selbst zu, da sie trotz allen Schicksalsschlägen, die sie erleiden musste, ein sehr lebensfroher und liebenswerter Mensch ist, der viel zu erzählen hat.

Einer, der inzwischen schon weitergezogen ist

Kerstin Epple und Uschi Kübler über Vo Tien Dung

Dung-Vo Tien hat noch bis vor wenigen Monaten den Asia-Imbiss in der Ostergasse betrieben, wo das Interview mit ihm auch stattfand. – Inzwischen ist ein neuer Betreiber da – und Herr Tien hat Mark-grünlingen verlassen...wie zuvor viele andere Orte.

Wir haben uns aber entschlossen, dass auch dieses Porträt seinen Platz in diesem Büchlein haben soll, denn es wird immer Bürger geben, die nur einige Zeit zur Gemeinde gehören – und trotzdem Spuren, Eindrücke, Erinnerungen hinterlassen. Nicht zuletzt auch das Wissen und die Gelassenheit, ihre Lebensweise und ihre für uns manchmal ein wenig fremd anmutende Sichten auf Wohnorte und Menschen einfach zu akzeptieren!

„Ich kann vieles, aber alles nur ein bisschen“

Auf dem Weg zum Interview mit Dung-Vo Tien waren wir sehr aufgeregt, denn alles, was wir über ihn wussten war, dass er Vietnamesisch und sein Deutsch nicht das Beste war. Aus eben diesen Gründen waren wir ein wenig verunsichert und begannen zu überlegen, was wir in so einem Falle tun könnten.

Als wir seinen Imbiss in der Ostergasse betraten, schlugen uns schon Essensdüfte entgegen und wir konnten Dung-Vo Tien in der Küche hantieren sehen.

Er bat uns, schon mal Platz zu nehmen, gesellte sich nur wenig später zu uns und bot uns auch gleich etwas zu trinken an. Gleich zu Anfang unseres Interviews fiel uns auf, dass er ein sehr fröhlicher und aufgeschlossener Mensch ist, der viel Zeit mit Lachen (und Rauchen) verbringt. Jedenfalls verloren wir schnell unsere anfängliche Nervosität, was wohl teilweise auch daran lag, dass seine Deutschkenntnisse weit besser waren als wir anfangs befürchtet hatten.

In der Zeit, in der wir ihn interviewten, musste er immer wieder in die Küche, da auch noch Gäste in seinem Imbiss waren. Das störte uns jedoch nicht weiter, da wir so immer ein bisschen Zeit hatten, unsere Notizen zu vervollständigen.

Noch immer etwas unsicher, fragten wir ihn zuerst nach seiner Kindheit. Er erzählte uns – immer mit einem Lächeln – dass er am 17.12.1968 in Nordvietnam geboren worden ist und noch vier weitere Geschwister hat. Wir stellten unsere Fragen abwechselnd, und nach und nach entstand eine entspannte und gemütliche Atmosphäre. Dung-Vo Tien antwortete immer sehr ausführlich und mit vielen Beispielen.

So erfuhren wir, dass er als Neunjähriger mit seiner ganzen Familie nach Hue in Südvietnam gezogen ist. Sein Schulleben verlief relativ normal und spiegelte im Großen und Ganzen das in Deutschland wider. Er wurde mit sechs Jahren eingeschult und machte als Achtzehnjähriger sein Abitur. Anschließend absolvierte er eine zweijährige Schlosserlehre. 1988 entschied er sich, nach Deutschland zu kommen, um hier eine Arbeitsstelle zu suchen. Dies war und ist, wie wir erfuhren, ein großer Traum vieler Vietnamesen, da sich in Deutschland oftmals viele neue Möglichkeiten bieten.

So kam er schließlich nach Cottbus, wo er zwei Jahre lang als Schlosser arbeitete. 1990 ging er nach Brandenburg. Doch schon kurze Zeit später, nicht lange nach dem Mauerfall, zog es ihn weiter, nach Karlsruhe. Doch da ihn auch dort nichts hielt, ging er bald darauf nach Heilbronn, welches er nach zwei weiteren Monaten auch schon wieder verließ.

Noch im gleichen Jahr ging er nach Waiblingen, um dort in der Gastronomie zu arbeiten. In dieser Stadt lernte er einen Chinesen kennen, mit dem er sich schnell anfreundete. Dieser Freund schlug Dung-Vo Tien, nachdem sie sich schon eine Weile kannten, einen Tausch vor. Er bot an, ihm Kochen beizubringen und verlangte im Gegenzug von Dung-Vo Tien, Deutsch mit ihm zu lernen. Dung-Vo Tien nutzte die Gelegenheit und lernte so das Kochen.

Da er nun kochen konnte, entschied er sich, sein Glück ab sofort als Koch zu suchen. Aus diesem Grund zog er 1996 für vier Jahre nach Baden-Baden.

Spätestens an dieser Stelle kamen wir mit den vielen verschiedenen Zahlen und Ortsnamen durcheinander und baten ihn, sie noch einmal

kurz zu wiederholen. Das tat er dann auch bereitwillig ... und fügte gleich noch ein paar mehr hinzu.

Er erzählte uns, dass er noch einmal umgezogen sei, und zwar im Jahr 2000 nach Markgröningen. Was uns jedoch (k)ein bisschen wundert, ist, dass er Markgröningen als eine langweilige Stadt bezeichnet und seiner Meinung dort wenig los sei. Er fügte hinzu, dass die meisten der anderen Städte, in denen er gewesen ist, aber auch größer wären und deshalb dort auch mehr geboten würde. Aus diesem Grund fanden wir es schließlich verständlich, dass er Markgröningen grinsend als etwas langweilig bezeichnete.

An diesem Punkt fragten wir ihn, was er denn dann in seiner Freizeit tue. Er antwortete, dass er am liebsten etwas mit seinen Freunden unternehme. Außerdem spiele er gern Fußball, Billard und Gitarre. Doch am liebsten, verriet er, lese er. Als Kind habe er beispielsweise alles gelesen, was er in die Finger bekam.

Wir waren erstaunt, wie viele Hobbies er hat, obwohl seine Arbeit so zeitaufwendig ist. Auf unsere Frage, wie er das alles so gut unter einen Hut bekommt, antwortete er: „Ich kann vieles, aber alles nur ein bisschen.“

Manchmal, wenn er Zeit hat, geht er zum türkischen Imbiss nebenan und spielt dort Billard.

Wir wunderten uns, dass es wegen der vielen Nationalitäten in der Ostergasse keine Streitereien gibt und baten ihn, uns das zu erklären. Und so erfuhren wir, dass die Imbisse und Läden – die meisten der Betreiber von unterschiedlicher nationaler Herkunft – sich (bis auf ein paar Ausnahmen) gut verstehen und sich auch helfen, wenn es mal Schwierigkeiten gibt.

Er möchte seinen Laden auch in keiner Großstadt haben, da dort die Geschäfte untereinander aufgrund der starken Konkurrenz nicht so gut zusammenhalten.

Inzwischen fiel uns auf, dass er recht wenig von Vietnam erzählt hat. So kamen wir noch mal auf dieses Thema zu sprechen. Wir wollten wissen, ob er Heimweh hat. Er bejahte diese Frage sofort und meinte, dass er vor allem seine Familie und seine Freunde sehr vermisse.

Er erzählte auch, dass er letztes Jahr im Vietnam war und seine Familie, seine Freunde und sogar eine seiner ehemaligen Lehrerinnen ein Fest für ihn organisiert hatten. Mit einem Lachen berichtete er uns, dass alle,

denen er von seiner Arbeit in Deutschland erzählt hat, überrascht oder vielmehr geschockt gewesen wären, da kochende Männer in Vietnam eher die Ausnahme sind.

Als wir ihn schließlich fragten, wo für ihn nun denn seine Heimat sei, wusste er nicht so recht, was er sagen sollte.

An diesem Punkt brachen wir das Thema ab, da es nicht so schien, als würde er gerne darüber reden.

Stattdessen fragten wir etwas, das wir schon an dem Tag wissen wollten, als wir in den Imbiss kamen, um den Termin für das Interview auszumachen. An diesem Tag hatte er zu einem ebenfalls asiatisch aussehenden Mann, der auch dort zu arbeiten schien, „Papa“ gesagt.

Als wir ihn nun fragten, ob dieser Mann sein Vater gewesen sei, verstand er unsere Frage nicht sofort. Als wir unsere Frage dann deutlich wiederholten, brach er in lautes Lachen aus. Nun waren wir an der Reihe, ihn verständnislos anzuschauen. Als er sich schließlich wieder etwas beruhigt hatte, erklärte er uns, dass das nur ein Freund sei, der ihm ab und zu helfe und den er „Papa“ nennt.

Er erzählte uns, dass ihm der Imbiss zwar alleine gehört, er aber trotzdem ein paar Helfer hat. Wir stellten ihm die Frage, ob seine Arbeit ihm denn überhaupt Spaß mache. Er bejahte es sofort, doch man merkte es auch so, denn jedes Mal, wenn er in die Küche ging, um dort etwas zuzubereiten, konnte man ihn singen und pfeifen hören.

Nun waren wir gespannt, was ein Mann, der schon so oft in relativ kurzer Zeit von einem Ort zum anderen gezogen ist, wohl für ein Lebensmotto haben kann. Wir waren erstaunt und finden, dass es sehr gut zu ihm passt: „Lass alles auf dich zukommen und hab einfach nur Spaß.“

Wir kamen auch auf das Thema Ehrlichkeit zu sprechen und er betonte mehrmals, wie wichtig Ehrlichkeit ihm sei, vor allem gegenüber seinen Kunden, und dass er dies im Gegenzug auch von ihnen erwarte.

Wir wollten noch wissen, was ihm denn in Deutschland nicht gefällt.

Nach kurzem Überlegen meinte er, dass er nicht mag, wenn ihn einige seiner Gäste von oben herab behandeln. Man müsse sich, wenn man in ein fremdes Land kommt, zwar den Sitten dieses Landes anpassen, aber noch lange nicht beleidigen lassen, meint er überzeugt. „Man kann auch mit Rassisten klarkommen, indem man sie ignoriert und sich von ihnen nicht provozieren lässt“, setzt er hinzu.

Diese Strategie ist anscheinend erfolgreich, denn bisher hatte er, wie er selbst sagt, bis auf ein Erlebnis, als er wegen seines Aussehens von einem Betrunknen angepöbeln wurde, noch keine größeren Probleme.
Mit diesem Thema schlossen wir unser Interview ab.

Wir fanden dabei heraus, dass oft mehr hinter einer Person steckt als ihr Beruf aussagt. Auf jeden Fall ist Dung-Vo Tien ein humorvoller Mann mit viel Lebensfreude, der trotz Heimweh versucht, das Leben positiv zu sehen.

P.S. (Christa Vischer): Inzwischen bietet längst ein neuer Betreiber an gleicher Stelle seine Gerichte an. Wie viele von uns haben sich schon mit ihm unterhalten? Wie wird es ihm gehen, was hätte er denn vielleicht zu erzählen?

Zum Abschluss dieses Büchleins

Miteinander in einer Stadt:
einander aufmerksamer begegnen,
miteinander reden, miteinander leben,
miteinander Zukunft gestalten!

LOKALE AGENDA 21



Seit der Konferenz der Vereinten Nationen 1992 in Rio de Janeiro arbeiten auf lokaler Ebene viele einzelne Menschen und Gruppen mit an dem großen Ziel, für die künftigen Generationen alle für das Leben auf dieser Erde notwendigen Ressourcen zu erhalten.

Dabei kommt es aber nicht nur auf ökologische Ressourcen an. Ebenso bedeutsam sind kulturelle und soziale Lebensgrundlagen, d.h. Erfahrungen und Werte, die im Miteinander der Generationen und Kulturen bewahrt und weitergegeben werden müssen!

Um einen Beitrag dazu geht es uns in diesem Gemeinschaftsprojekt.

Stadt

Markgröningen